



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Mra. 1.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Januar 1885.

Inhalt: Japan und die Japanesen. — Am Niger. — Bulgarien und die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche. — Nachrichten aus den Missionen: China; Vorderindien; Südafrika; Nordaustralien. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: „Liebet eure Feinde!“

Japan und die Japanesen.

1. Die Entdeckung Japans.

Im äußersten Osten Asiens liegt das große Inselreich Japan, etwa 4000 Inseln, Schären und Riffe, welche sich in einem doppelten Bogen von Formosa bis Korea vor das chineesische, und von Korea bis zum Tatarischen Golfe vor das japanesische Meer lagern. Zusammen haben sie einen Flächeninhalt von 380 000 qkm, und eine Bevölkerung von 34 Millionen Einwohnern. Die Hauptinsel heißt Nippon, woraus die Europäer Japan machten; sie allein kommt dem Königreiche Italien, sowohl was Größe als Einwohnerzahl betrifft, fast gleich; mißt sie doch 225 000 qkm und wird von 25 1/2 Millionen Menschen bewohnt. Nördlich von diesem Hauptlande liegt die ebenfalls umfangreiche, aber schwach bevölkerte Insel Jesso und die Kette der Kurilen; südlich von Nippon finden sich die beiden großen und volkreichen Inseln Kjusiu und Sikoku und der langgestreckte Bogen der Riukiu-Kette. Zwischen all diesen Inseln rollt ein durch Klippen und Untiefen trügerisches, durch räuberische Nebel und urplötzlich losbrechende Orkane gefährvolles Meer, welches an den meist felsigen Gestaden in wilder Brandung aufstobt und viel dazu beitrug, daß das Inselreich in seiner fast 3000jährigen Geschichte nicht nur seine Selbstständigkeit, sondern sogar bis in die neueste Zeit eine vollständigere Abgeschlossenheit als China sich bewahrte.

Die erste Kunde von Japan kam im Mittelalter durch den Venetianer Marco Polo in's Abendland. Im dritten Buche seiner berühmten Reisen erzählt er von der Insel Zipangu, d. h. „Reich des Sonnenaufgangs“; denn so nannten die Chinesen das östlich

von ihnen gelegene Inselreich. „Die Insel ist sehr groß,“ erzählt Marco Polo, „ihre Einwohner sind von heller Gesichtsfarbe, wohlgebildet und haben gute Sitten. Ihre Religion ist Götzendienst. Sie sind unabhängig von jeder fremden Macht und werden nur von ihren eigenen Königen regiert. Sie haben Gold im größten Überflusse, denn seine Lager sind unerschöpflich; da aber der König seine Ausfuhr nicht erlaubt, so kommen wenig Kaufleute in das Land und wird die Insel nicht viel von Schiffen ferner Gegenden besucht. Diesem Umstande müssen wir den ungeheuren Reichtum im Palaste des Königs zuschreiben, der unglaublich ist, wie uns diejenigen erzählen, welche Zutritt zu demselben hatten. Das ganze Dach ist mit Gold gedeckt, wie wir die Häuser oder Kirchen mit Blei decken. Das Tafelwerk der Säle ist von demselben köstlichen Metalle; viele Zimmer haben kleine Tische, die aus dickem, massivem Golde gearbeitet sind; auch die Fenster haben goldene Zierath. So ungeheuer sind die Reichtümer dieses Palastes, daß es unmöglich ist, sich einen Begriff davon zu machen. Auf dieser Insel gibt es auch Perlen in großer Menge; sie sind roth von Farbe, rund und sehr groß, den weißen Perlen an Werth gleich, ja sie werden noch höher geschätzt. . . . Auch findet man daselbst viele köstliche Edelsteine.“

Diese Erzählung des berühmten Venetianers machte Europa zuerst mit dem weit entlegenen Japan bekannt. Die Schilderung des fabelhaften Reichtums an Gold und Edelstein verfehlte ihre Wirkung nicht, und mancher kühne Seefahrer mochte am Ende des Mittelalters den Plan hegen, das ferne Ostmeer zu erreichen, wo nach Marco Polo's Aussage Zipangu

liegen mußte. Während die Portugiesen um Afrika herum den Weg nach den südlichen und östlichen Gestaden Asiens suchten, faßte Columbus den kühnen Plan, quer durch das Weltmeer steuernd die Gold- und Gewürzinseln des Venetianers und die Länder Indiens aufzusuchen. Zu seinem Glücke fand er Westindien, das er Anfangs für das geschilderte Goldland hielt, und in der Folge Amerika; wäre der Atlantische Ocean und der mehr als doppelt so breite Stille Ocean ein ununterbrochenes Meer gewesen, wie der kühne Entdecker es glaubte: er hätte auf seiner Fahrt vor Hunger und Durst elend zu Grunde gehen müssen.

Erst ein halbes Jahrhundert nach der Reise des Columbus setzten die ersten Europäer ihren Fuß auf den Boden Japans. Es war das Jahr 1542, das gleiche Jahr und aller Wahrscheinlichkeit nach der gleiche Monat Mai, in welchem der heilige Franz Xaver, der von Gott berufene Apostel Japans, in Indien landete. Portugiesen waren die zufälligen Entdecker, und zwar gelangten fast gleichzeitig zwei verschiedene Abtheilungen, ohne daß die Einen von den Andern wußten, in zwei verschiedene Häfen Japans, so daß sich nicht mehr feststellen läßt, wem die Ehre der Entdeckung gebührt, indem der genaue Tag von Keinem derselben angegeben wird. Die Geschichte der ersten Abtheilung erzählt Fernando Mendez Pinto in seinen Denkwürdigkeiten also: Er befand sich mit zwei seiner Landsleuten, Diego Jimamoto und Christoph Borrello, in der chinesischen Hafenstadt Macao und suchte eine Fahrgelegenheit nach Indien, als ein chinesischer Seeräuber ihnen versprach, sie in seiner Dschonke nach den Liu-Kiu-Inseln zu bringen, welche die südlichsten Eilande der japanesischen Inselkette sind und östlich von Formosa liegen. Wind und Wetter gestatteten aber dem Chinesen nicht, an jenen Eilanden anzulegen, sondern trieben ihn fast 300 Stunden nordostwärts in die Nähe der großen Insel Kiufiu und zwangen ihn, auf Tanurima (wahrscheinlich Tanegusima) zu landen. Sobald die Dschonke in Sicht der unbekannten Insel kam, nahen sich ihr vom Lande zwei Barken mit der Anfrage, wer sie seien und was sie wollten. „Ein Schiff aus China,“ war die Antwort, „reich mit Waaren beladen, das Handel zu treiben wünscht, wenn es die Erlaubniß dazu erhalten kann.“ Der Herr der Insel werde das erlauben, entgegnete der Befehlshaber der beiden Barken, vorausgesetzt, daß man den Hafenzoll entrichte, und da der Chineser keine Schwierigkeit dagegen erhob, wurde seine Dschonke freundlich in den Hafen geleitet. Man fand die Stadt stark bevölkert, und kaum hatte das chinesische Fahrzeug Anker geworfen, so sah es sich von zahlreichen Kähnen umringt, deren Insassen der Mannschaft Erfrischungen aller Art anboten. Schon nach zwei Stunden kam Nautakim, der Herr der Insel, mit einem Gefolge von Edelleuten und Kaufherren an Bord des Schiffes. Der Anblick der drei Portugiesen setzte ihn in Staunen. Er fragte den Kapitän, wo er diese Fremden aufgenommen habe und welchem Volke sie angehörten, und als er vernahm, sie kämen von der großen Stadt Malaca und seien Männer aus dem Königreiche Portugal, fern am Westende der Erde, stutzte Nautakim und sagte nach einigen Augenblicken zu seiner Begleitung: „Ich will des Todes sein, wenn das nicht von den Tschintschitogis sind, von denen in unsern alten Büchern geschrieben steht, daß sie, über die Meere fliegend, sich zu Herren aller Länder machen, denen sie begegnen, namentlich wenn es reiche Länder sind. Wir dürfen zufrieden sein,“ meinte er, „wenn sie sich begnügen wollen, unsere Bundesgenossen zu sein.“ Dann ließ er eine

Frau von den Liu-Kiu-Inseln kommen, daß sie als Dolmetscherin diene; denn er sprach nur wenig Chinesisch. Er forschte genau nach der Veranlassung, welche diese Fremden nach Japan brachte, und erst als er sich überzeugt hatte, daß es Zufall sei, beruhigte er sich, unterzog aber dennoch das chinesische Schiff einer genauen Untersuchung, stellte viele Fragen an die Portugiesen und lud sie schließlich ein, ihn zu besuchen.

Am nächsten Morgen sandte Nautakim den Fremden herrliche Früchte zum Geschenke und empfing am dritten Tage ihren Besuch. Gegengeschenke wurden gemacht; der Chineser verkaufte seine Waaren, und dann mußten die Portugiesen die Neugierde des Fürsten befriedigen. Pinto, der das Wort führte, machte sich dabei der buntesten Übertreibungen schuldig in der Absicht, seine Heimath und seinen König herauszustreichen. Nautakim fragte, ob es wahr sei, daß Portugal an Größe China übertreffe, daß der König von Portugal die größere Hälfte der Welt erobert habe, und daß er zwei Millionen Paläste voll Gold und Silber habe. Pinto sagte, man habe dem Fürsten die reine Wahrheit berichtet, nur müsse er eingestehen, daß er nicht alle Paläste selbst gesehen oder gezählt habe, was übrigens in einem so gewaltigen Reiche eine schwierige Aufgabe wäre. Da rief Nautakim aus: „Wie glücklich müssen die Vasallen eines so mächtigen Monarchen sein!“

Der japanesische Fürst ließ den Fremden neben seinem Palaste eine Wohnung herrichten, und während der Chineser seine Schiffsladung mit großem Gewinn verkaufte, brachten die Portugiesen ihre Zeit mit Jagd und Fischfang zu. Auch besichtigten sie die zahlreichen Götzentempel der Stadt und Umgebung und machten die Erfahrung, welche seither von allen Besuchern Japans bestätigt wurde, daß die Japanesen sehr wißbegierig und freundlich sind und sich gerne mit Fremden unterhalten. Einer der Portugiesen hatte eine Flinte, und da die Insulaner noch keine Schießgewehre kannten, machte die Waffe natürlich großes Aufsehen. Nautakim war so betroffen von ihrer Wirkung, daß er zuerst an Zauberei dachte. Der Portugiese mußte ein Pferd besteigen und wurde im Triumphe vom Fürsten durch die Straßen geführt, während ein Herold ausrief, dieser Fremde sei ein Vetter Nautakims und solle als solcher künftighin von Jedermann geachtet werden. Der Portugiese schenkte dem Fürsten die Büchse und erhielt 1000 Taël als Gegengeschenk. Es dauerte nicht lange, so verstanden die japanesischen Waffenschmiede das Wunderwerk nachzuahmen, und als die Fremden den Hafen verließen, gab es daselbst schon viele Flinten, die alle nach dem Vorbilde dieser ersten gefertigt waren.

Nach einem Monate hatte der chinesische Kapitän seine Waaren verkauft und wollte wieder unter Segel gehen, als ein Schiff des Königs von Bungo einlief und Briefe an Nautakim brachte. Das Königreich Bungo, das in der Geschichte der japanesischen Mission eine wichtige Rolle spielen sollte, liegt auf der Ostseite der großen Insel Kiufiu, durch die Bungostraße von der Insel Sikoku getrennt. Der König dieses Gebietes schrieb an Nautakim, die Kunde von der Ankunft der drei Tschintschitogis sei zu ihm gedrungen, und er wünsche sehr, dieselben möchten auch ihn besuchen, auf daß sie ihm von den fernern Ländern erzählen und Trost in seinen Leiden bringen möchten. Er sende daher seinen Gesandten, der sie in seine Residenz Futscho (heute Funai) bringe, und verpände sein königliches Wort, sie binnen Kurzem heil und gesund zurückzusenden. Nautakim ließ die Fremden kommen und bat sie,

dem Wunsche seines königlichen Oberherrn und Schwagers zu entsprechen, indem wenigstens einer nach Bungo ginge; von seinem „Vetter“ aber könne er sich nicht trennen. Die Portugiesen freuten sich ob der schönen Gelegenheit, das neuentdeckte Land noch mehr kennen zu lernen, und man kam überein, daß Pinto die Fahrt machen solle. Derselbe schiffte sich also mit dem Gesandten ein und landete ohne Unfall in der Hafenseite Usuki, welche sieben Stunden von der Hauptstadt entfernt ist. Dort wurde er von einem königlichen Prinzen empfangen und an den Hof geleitet. Der König litt an der Gicht, und es gelang Pinto, ihm durch ein schmerzstillendes Mittel Linderung zu verschaffen. Die große Gunst, die er sich dadurch erwarb, wäre aber durch ein Unglück beinahe in das Gegentheil umgeschlagen. Er hatte eine Flinte mitgebracht, die natürlich auch am Hofe von Bungo großes Aufsehen erregte. Der Erbprinz, ein Jüngling von 16—17 Jahren, hätte gar zu gerne die fremde Waffe auf der Jagd erprobt; aber Pinto wehrte ihm, da sie dem Unerfahrenen gefährlich sei. Der Jüngling wußte jedoch seinen Willen durchzusetzen. Sein königlicher Vater legte bei Pinto Fürbitte für ihn ein, und so erlaubte dieser, daß ihn der Prinz am folgenden Morgen auf die Jagd begleite. Noch schlief der Portugiese, als der Jüngling, schon zur Jagd gerüstet, dessen Zimmer betrat. Neben dem Lager des Schlummernden gewahrte er die Büchse und das Pulverhorn; er nahm beides und eilte in den Hof, um sich im Schießen zu üben. Der Unkundige lud viel zu viel Pulver in das Rohr. In einigen Sekunden krachte ein Schuß; als der aus dem Schlafe emporfahrende Pinto, das Unheil ahnend, in den Hofraum hinausstürzte, fand er den Prinzen in seinem Blute schwimmend, rücklings zu Boden gestreckt und beinungslos. Das Gewehr war geborsten und hatte die rechte Hand des Jünglings verstümmelt und ihm eine klaffende Kopfwunde beigebracht. Im Nu verbreitete sich die Kunde des Unglücks in der Stadt und im Palaste: die verheerete Waffe des Fremden habe den Kronprinzen ermordet, hieß es; Wehgeschrei und der Ruf nach Rache erfüllte die Luft. Das Volk drängte nach der Unglücksstätte; der König, die Königin, die Prinzen eilten jammernd zur Stelle. Als sie Pinto erblickten, der ganz mit Blut bespuckt sich über den bewußtlosen Jüngling beugte, glaubten sie, der Fremdling sei der Mörder. Schon stürzten zwei Leibwächter mit hochgeschwungenem Schwerte auf den Portugiesen ein; aber der König wehrte ihnen; erst solle der Fremde gestehen, wer ihn zu diesem Verbrechen gedungen habe. Er hatte nämlich Tags zuvor einige Gelleute hingerichtet lassen und argwöhnte, deren Anverwandte rächten also ihren Tod. Man denke sich die Lage Pinto's, welcher sich kaum erklären, geschweige denn vertheiligen konnte; da er der japanesischen Sprache nicht mächtig war! Das Verhör, welches der König mit den Dienern vornahm, die Zeugen des Unglücks gewesen waren, ergab die einstimmige Aussage, die verzauberte Waffe des Fremden habe den Prinzen zu Boden gestreckt; derselbe sei des Todes würdig und müsse sofort sterben. Doch wollte der König nicht ohne förmliches Gericht handeln. Boten brachten den entflohenen Dolmetscher zurück. Der Vorsitzende des Blutgerichtes und drei Schreiber nahmen Platz; man führte den Fremden mit gebundenen Händen vor, hieß ihn niederknien, und fünf Hentler mit entblößtem Schwerte traten hinter ihn. „Kind des Teufels,“ fuhr der Richter den Fremden an, „dein Loos soll das der Verbrecher sein, die im finstern Kerker mitten in der Erde ihre Bosheit büßen! Sage uns, was hat dich bewogen, diesen Jüngling,

die Bierde und Hoffnung unseres Reiches, durch deine Zauberkünste zu verderben?“ Umsonst betheuerte Pinto seine Unschuld und suchte das Unglück zu erklären. Man breitete vor seinen Augen die Folterwerkzeuge aus, und schon wollte man den Unglücklichen durch Qualen zum Geständnisse zwingen, als der Verwundete endlich zu sich kam und mit schwacher Stimme erklärte, er allein trage die Schuld des Unheils.

Auf die Bitte des Prinzen wurde Pinto sofort in Freiheit gesetzt. Aber noch war die Gefahr für sein Leben nicht völlig beseitigt; denn die Bonzen oder Götzpriester, welche zugleich die Arzneikunde übten und dem Fremden schon wegen seines Erfolges beim Könige neidisch waren, erklärten, der Kopf des Portugiesen sei das beste Mittel, den Zorn der Götter zu besänftigen und also von ihnen die Heilung des Verwundeten, an der sie sonst verzweifeln, zu erlangen. Beinahe hätte der König dem Drängen derselben nachgegeben; doch ließ er sich schließlich durch den Rath der Höflinge und das Bitten seines Sohnes bestimmen, erst den Versuch zu machen, ob denn der Fremde dem Verwundeten nicht helfen könne. Pinto betete zu Gott und that nach Kräften, was er die Wundärzte in Portugal in ähnlichen Fällen hatte thun sehen, und sein Bemühen wurde gesegnet. In Monatsfrist war der Prinz geheilt, doch blieb die rechte Hand theilweise gelähmt. Der König machte Pinto ein Geschenk von 1500 Taels (etwa 1000 spanische Thaler).

Inzwischen kam Kunde, daß der chinesische Kapitän nicht mehr länger warten könne; so erbat sich der Portugiese vom Könige seinen Abschied und verließ das Reich Bungo, glücklich, daß seine Abenteuer kein schlimmes Ende gefunden hatten. Die Dschonke erreichte ohne Unfall den Hafen von Macao; Pinto veröffentlichte aber seine Entdeckung Japans erst, nachdem drei andere seiner Landsleute ihren ersten Besuch auf der Insel „Zipangu“ des Marco Polo der Welt verkündet hatten.

Es waren dieß Anton Mota, Franz Peimoto und Anton Pegota. So abenteuerlich die Erzählung Pinto's lautet, welche wir soeben vernommen, so kurz und unbestimmt sind die Mittheilungen Mota's und seiner Gefährten, welche in dem gleichen Jahre 1542 den Boden Japans betreten. Ein Sturm warf ihr Schiff an die Küste der Insel Kjusiu, und sie landeten im Hafen von Kangoxima (heute Kagosima), welcher an der Südspitze der genannten Insel liegt und damals zum Königreiche Saruma gehörte. Die drei portugiesischen Kaufleute knüpften mit den Japanesen Handelsverbindungen an und schlossen mit manchen Freundschaft; auch sie rühmten die Freundlichkeit, den Anstand, die Wißbegierde der Inselbewohner. Unter andern machten sie die Bekanntschaft eines jungen Edelmannes, Namens Angeroo, der sie über seine Gewissenszweifel zu Rathe zog. Trotz seines Reichthums und seiner hohen Stellung hatte derselbe sich mit 35 Jahren in ein Bonzenkloster zurückgezogen, um den Frieden seiner Seele zu finden, den er durch den Leichtsinne der Jugend verschert hatte. Natürlich konnten ihm die Bonzen nicht helfen, und auch die Portugiesen verstanden die japanesische Sprache zu wenig, um ihn mit der christlichen Religion bekannt zu machen. Doch war das Wenige, was sie ihm sagten, ein Samentorn, aus welchem in der Folge die Bekehrung nicht nur dieses Mannes, sondern Tausender seiner Landsleute keimen sollte. Als nämlich zwei Jahre später wiederum ein portugiesischer Kauffahrer im Hafen von Kangoxima einlief, suchte Angeroo einen der Kaufleute, Alvar Vaz, auf und dieser bestimmte den Edelmann, zum hl. Franz Xaver zu reisen, der ihm den Frieden seiner

Seele geben werde. So war diese Begegnung, wie wir später sehen werden, im Rathe der Vorsehung das Mittel, den hl. Franz Xaver und durch ihn die Kunde von der frohen Botschaft des Heiles nach Japan zu bringen; bevor wir aber von diesem glücklichen Ereignisse erzählen, wollen wir unsere Leser mit Japan, seiner Geschichte und seinen Bewohnern näher bekannt machen.

2. Die ältere Geschichte Japans.

Japans Geschichte reicht in glaubwürdigen Aufzeichnungen fast 700 Jahre vor das Geburtsjahr unseres Heilandes zurück. Um das Jahr 660 vor Christus gründete Zin-mu-ten-wu („göttlicher Krieger“) die jetzt noch herrschende sogen. dritte



Offizier und Soldaten aus dem japanesischen Bürgerkriege des 13. Jahrhunderts.

japanesische Dynastie. Von der Südspitze der Insel Kiufu aus zog er mit Kriegern und Schiffen nordostwärts und eroberte in einer Reihe von Kriegen Kiufu, Sifoku und einen bedeutenden Theil der Hauptinsel Nippon. Seine Nachkommen, namentlich der tapfere Jamotatake, vollendeten die Unterwerfung von ganz Japan unter das Scepter ihrer Herrscherfamilie.

Über die Zeit vor Zin-mu, wie der Begründer des Inselreiches abgekürzt genannt wird, melden noch manche alte Sagen; aber was sie berichten, ist so verworren und von Götterfabeln durchsetzt, daß man es nicht zur Geschichte rechnen kann. Beispielsweise führen wir nur die Schöpfungssage der Japanesen an; es ist immerhin nicht ohne Interesse, diese blödsinnige Vor-



Die Mongolenflucht.

stellung eines sonst geistig so gut begabten Volkes von der Entstehung der Erde mit dem erhabenen Berichte der heiligen Schrift zu vergleichen. Sieben Götter, erzählen die alten Bücher der Japanesen, herrschten im Himmel; der siebente sagte eines Tages zu seiner Frau: „Es muß irgenwo ein festes Land geben, laß uns dieses suchen.“ Nun warf er ein mit Edelsteinen verziertes Schwert in die Luft, an dessen Klinge sich ein Wassertropfen bildete. So entstand der erste feste Punkt im Weltraum, eine Insel, die den Namen „Von selbst zusammengeströmt“ hatte. Auf dieser Insel ließ der Gott mit seinem Weibe sich nieder, und ringsherum entstanden allmählich die übrigen japanesischen Inseln. Dann berief der Gott 8 Millionen Menschen dorthin und erschuß die Pflanzen, während sein Weib die Feuergötter der Vulkane, die Wassergötter der Flüsse und Meere und das fruchtbare Erdreich hervorbrachte. Endlich setzten Beide die Sonne als höchste Macht alles Geschaffenen an den Himmel.

Natürlich behaupteten Zin-mu und dessen Nachfolger, die Nachkommen dieses Götterpaares zu sein, und dem entsprechend richtete Zin-mu den von ihm begründeten Staat ein. An seiner Spitze steht der Mikado (von dem japanesischen Worte „Mikoto“, welches Gott bedeutet) als ein fast mit göttlichen Ehren umgebenes Wesen. Dieser anfangs unumchränkte Herrscher ist von dem Ministerrathe der Dai-ri umgeben, welcher aus den höchsten Bonzen besteht, und denen es auch zukommt, beim Tode des Mikado dessen Nachfolger zu bestimmen; gewöhnlich fällt die Wahl auf den ältesten Sohn des Mikado. Diese ursprüngliche Einrichtung erhielt aber im Laufe der Zeit bedeutende Abänderungen. Nicht jeder Mikado hatte die Feldherrengabe des Zin-mu, und so kam es, daß seine Nachfolger Kronfeldherren bestellten, welche ihr Ansehen dazu mißbrauchten, die Rechte des Kaisers Stück für Stück an sich zu reißen. Schogun (Siogun) oder nach der chinesischen Bezeichnung Taikun, d. h. „Großfürst“, heißen diese Feldherren, und der Kampf zwischen ihrer wachsenden Macht und dem Ansehen der Mikado bildet den größten Theil der inneren Geschichte Japans. Ströme von Blut flossen in Folge dieses Streites in einer Reihe von Bürgerkriegen, in denen die 68 Lehensfürsten (Daimios) bald für den Mikado, bald für den Schogun Partei nahmen. Im 14. Jahrhundert stellte ein Kronfeldherr einen Gegen-Mikado auf, und in 60jährigem Kriege rangen die beiden Herrscher, bis der eine durch die Hilfe China's den andern bezwang. In Folge davon wurde Japan dem himmlischen Reiche tributpflichtig, bis Taikofama zu Ende des 16. Jahrhunderts dieses Joch abschüttelte. Unter Taikofama's Nachfolger ging die ganze Macht der Herrschaft auf die Schogune über, während der Mikado nur mehr dem Namen nach Kaiser blieb, und dieser Zustand dauerte bis auf unsere Tage, da im Jahre 1867 die Macht des Schogun wieder auf den Mikado überging. Doch gehört die ausführliche Schilderung der Umwälzung, welche sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter Iye Yassa vollzog, in ein späteres Kapitel, indem dieselbe in der Zeit der blutigen Christenverfolgung spielte, welche der japanesischen Kirche ein zeitweiliges, aber glorreiches Ende bereitete.

Mit dem benachbarten Festlande traten die Japanesen im 3. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zuerst in Berührung. Damals brachen auf der Insel Kjusiu Unruhen aus, welche angeblich von Koreanern geschürt wurden; die Wittve des 15. Mikado unternahm daher einen Kriegszug gegen Korea,

schlug seine Bewohner und machte den südlichen Theil der großen Halbinsel ihrem Reiche zinspflichtig. Die japanesischen Annalen setzen dieses Ereigniß in das Jahr 284 nach Christus. Korea war nun die Brücke, welche das Inselreich Japan mit Ost- und Süd-Asien verband. Über dieselbe drang um die Mitte des 6. Jahrhunderts der Buddhismus in Japan ein und wußte sich mit dem einheimischen Götendienste des Sintoismus zu vermengen. Wir werden später ausführlicher über diese beiden Religionen zu sprechen haben; für jetzt genüge die Bemerkung, daß der Sieg des Buddhismus durch einen Religionskrieg und den Mordmord des Mikado im Jahre 592 entschieden wurde. Bald nachher verlor Japan in einem unglücklichen Feldzuge Korea an China; nun schloß es seine Häfen ängstlich ab und überwachte mit peinlicher Sorge jeden Verkehr mit dem Festlande, sechs Jahrhunderte hindurch diese vollständige Abgeschlossenheit bewahrend.

Da pochte Kublai, der Großkhan der Mongolen, der Eroberer China's, der ein Weltreich plante, mit eherner Faust an die verschlossenen Thore Japans. Im Jahre 1266 schrieb er einen Brief an den Herrscher des Inselreiches, worin er sein Erstaunen ausdrückte, daß ihm Japan noch keine Gesandten zur Huldigung geschickt habe, und erzählt, wie gut ein Fürst von Korea, der sich ihm freiwillig unterworfen habe, an seinem Hofe behandelt werde. Jeder Philosoph hege den Wunsch, die Welt möchte eine Familie bilden; dieses Ziel wolle er erringen, und wer sich ihm nicht willig füge, den werde er durch Waffengewalt zwingen. Japan gab dem Mongolenkaiser gar keine Antwort. Als Kublai die Eroberung China's vollendet hatte, sandte er eine zweite Aufforderung, ihn als „Sohn des Himmels und Herrn der Erde“ anzuerkennen. Die Gesandten wurden gar nicht angenommen, und die Mitglieder einer dritten Gesandtschaft des Großkhans einfach enthauptet. Da rüstete Kublai eine große Flotte und sandte ein starkes Heer nach Japan, daß es diese Schmach räche und das Inselreich unterjoge. Im Jahre 1275 versuchten die Mongolen die Landung, wurden aber blutig abgewiesen. Zwei japanesische Berichte erzählen den Hergang auf verschiedene Weise; nach dem ältern fanden die Mongolen die Küsten so wohl verteidigt, daß sie nach einigen vergeblichen Landungsversuchen unverrichteter Dinge abzogen; der jüngere Bericht schildert eine Schlacht, welche auf der Insel Tsushima im Kanale von Korea geschlagen wurde und welche für die Mongolen verloren ging, weil sie alle ihre Pfeile verschossen hatten. Allein der Mongolenkaiser schickte einige Jahre später eine zweite noch viel fürchtbarere Flotte: „4000 Segel und 240 000 Mann“, wie die japanesischen Annalen mit starker Übertreibung melden. „Guba“, erzählen sie, „folgte seinem Vater als Mikado im Jahre 1935 nach Zin-mu (1275 nach Christus). Im neunten Jahre seiner Regierung erschien der Tataren-Feldherr Mooko mit 4000 Segeln und 240 000 Mann an der Küste Japans . . . Über die Kami (die Schutzgötter des Reiches) waren so empört über den ihnen von den Tataren zugefügten Schimpf, daß sie am ersten Tage des siebenten Monats einen entsetzlichen Meeresturm erregten, der die unüberwindliche Flotte vernichtete.“ Am dritten Tage nach dem Sturme griffen die Japanesen die halbverhungerten und meist unbewaffneten Schiffbrüchigen an und erschlugen sie. Bloß drei wurden verschont, daß sie dem Mongolenkaiser das Schicksal seines Heeres meldeten.

So hätten nach japanesischem Berichte die Schiffe der Mongolen das Schicksal der spanischen Armada gehabt. Marco

Polo, der um die Zeit dieser Ereignisse in China weilte, erzählt auch von diesem furchtbaren Sturme und sagt, 30 000 Schiffbrüchige hätten sich auf eine Insel gerettet, schreibt aber das Mißlingen dieses zweiten Eroberungszuges der Uneinigkeit der beiden Mongolen-Feldherren zu. „Als der Großkhan hörte,“ sagt der Venetianer, „wie es seinem unglücklichen Kriegsvolke in Japan ergangen, und wie dieses große Unglück nur aus der Uneinigkeit der beiden Feldherren entstanden sei, da ließ er dem einen den Kopf abschlagen und schickte den andern nach dem öden Eilande Jorza, wo die zum Tode Verurtheilten also hingerichtet werden: man wickelt ihnen Arme und Leib in eine

frisch abgezogene Büffelhaut und näht dieselbe fest zu; sobald sie trocken, preßt sie den Körper so eng zusammen, daß der Verurtheilte sich nicht rühren noch regen kann, und so hilflos elendiglich umkommt.“

Der Großkhan verzichtete fürderhin auf die Eroberung Japans. Wiederum blieb das Inselreich dritthalb Jahrhunderte von der übrigen Welt abgesperrt, bis die Portugiesen es entdeckten und ihm seinen großen Apostel, den hl. Franz Xaver, brachten. Das Kreuz, das er an seinen Ufern aufrichtete, bezeichnet den Markstein einer neuen Zeit für Japan.

(Fortsetzung folgt.)

Am Niger.

(Reisekizzen des P. Holley, Obern der Mission von Abeokuta.)

Eine Reise am Niger hat gerade jetzt ihr besonderes Interesse, indem das Grenzland seines Mündungsgebietes mit dem benachbarten Camerun als neu erworbenes deutsches Besitzthum viel von sich reden macht. Der Niger und dessen gewaltiger Nebenfluß, der Binnus, werden ja von dem deutschen Forscher Robert Flegel geradezu als die künftige Handelsstraße bezeichnet, auf welcher man am leichtesten in das Binnenland von Camerun vordringen könne. Der Strom zählt zu den größten Afrika's und wird an Wasserreichtum nur vom Congo übertroffen; die Länge seines Laufes schätzt man auf nahezu 5000 km, die Größe seines Gebietes läßt sich bis jetzt auch nicht annähernd bestimmen. In 22 Mündungen fließt seine gewaltige Wassermasse zwischen zahllosen mit Mangrovenwald bestandenen Inseln in den Atlantischen Ocean. Der westlichste dieser Stromarme, der Wari, mündet etwa 600 km vom Bonny, dem östlichsten Ausflusse, entfernt, und das ganze dazwischen liegende Gebiet steht zur Regenzeit vollständig unter Wasser, während es im Sommer von einer tödlichen Fieberluft verpestet wird. Da die einzelnen Ausflüsse eng sind und der Schifffahrt keinen günstigen Zugang bieten, entdeckte man erst im Jahre 1830 die viel verästelte Mündung des Niesenstromes, nachdem ein großer Theil seines obersten Laufes schon lange vorher bekannt war. Bis dahin hatten die Geographen gemeint, der Niger ergieße sich irgendwo im unbekannten Innern des Landes in den Congo. Im Jahre 1832 fuhrten Laird, Allen und Olsfield in einem Dampfboote zuerst den Niger hinauf; seither wurden der Niger und sein gewaltiger Nebenfluß, der Binnus, nahezu in ihrem ganzen Laufe erforscht, und es stellte sich heraus, daß dieselben nach Überwindung der schwierigen Mündung bis tief in das Innere des ungeheuren Stromgebietes schiffbar seien, während sowohl der Congo als der Sambeß durch Wasserfälle und Stromschnellen den Schiffen verschlossen sind.

Der Niger verspricht in Folge dessen immer mehr eine der bedeutendsten Handelsstraßen Afrika's zu werden; mit jedem Jahre wagen sich die europäischen Kaufleute weiter stromaufwärts und entstehen immer tiefer im Innern Handelsniederlassungen. Da dürfen die Missionäre der katholischen Kirche nicht zurückbleiben, und so errichtete Leo XIII. im Laufe des letzten Jahres die neue apostolische Präfektur des Niger, deren südliche Grenzen der Lauf des genannten Flusses und des Binnus bilden soll, und übergab dieses frische Arbeitsfeld den Egoner Missionären für Afrika, welche seit Jahren schon in dem angrenzenden Missionsgebiete der Beniküste und Dahome's unter großen Opfern segensreich thätig sind. Dieses neue apostolische Unternehmen gab die Veranlassung zu einer Reise, welche die beiden Obern der Missionen von Lagos und Abeokuta, die PP. Chausse und Holley zusammen unternahmen; dem Letztern verdanken wir die folgenden Auszüge aus dem Tagebuche seiner viermonatlichen Reise.

1. An der Mündung des Niger.

„Vor unserer Abreise von Lagos mußten wir uns mit einem bedeutenden Vorrath von Tauschwaaren versorgen: Nähnadeln,

Stechnadeln, Angeln, Knöpfen, Glasperlen, Bändern von allen Farben, Nügen, Sammt- und Seidenzeug, Flitter aller Art. Man macht sich keine Vorstellung, welchen Dienst solcher Kram, der in Europa kaum einen Werth hat, dem Missionäre in Afrika leisten kann. Als Geschenk einer afrikanischen Prinzessin oder irgend einer schwarzen Majestät angeboten, wird derartige Flitterstaat in den Augen der Neger zum fürstlichen Festgewande und gewinnt die Gunst irgend eines Häuptlings, der dann aus Dankbarkeit den Glaubensboten die Wege ebnet. Wir hatten also für die königlichen Hoheiten, welche wir besuchen mußten, uns einen ganz besondern Schatz angelegt aus Seiden- und Baumwollenstücken, Taschentüchern und Lendenschürzen in den schreiendsten Farben, welche das Herz der Neger gewinnen mußten. Für unsere eigenen Bedürfnisse war mit etwas Kaffee und Thee und ein wenig Zucker gesorgt; mehr brauchten wir selbst nicht. Zwei Flinten, nicht gerade die allerbesten, sollten uns nach Gelegenheit mit Wildpret versorgen. Da unsere Reise sich nicht auf Yoruba, welches einen großen Theil des Vikariates von Benin bildet, beschränkte, sondern die hauptsächlichsten Städte des Königreichs Lapa (früher und auch jetzt noch „Kabba“ genannt) in ihren Plan einschloß, mußten wir ferner einen Dolmetsch finden, der wenigstens einige Worte der Lapa'sprache verstand und etwas Gambari radebrechen konnte. Manuel Santos, ein Katholik von Lagos, der unsern Weg theilweise schon gemacht hatte, ging auf unsere Vorschläge ein und wurde unser Führer, Dolmetsch, Koch und Einkäufer. Für die Nachtlager verfaßen wir uns mit einem wasserdichten Zelte und schlugen es einstweilen zur Übung im Hofraume unseres Missionshauses auf (I. S. 8). Während dieser Vorbereitungen nahm der Dampfer, an dessen Bord wir gehen sollten, seine Ladung ein und war zu unserer Freude am 3. October zur Fahrt bereit. Der Abschied von unsern Mitbrüdern war schmerzlich, und trübe Ahnungen beschlichen manches Herz.

So schifften wir uns am 3. October ein. Der kleine Dampfer „Forcados“ brachte uns in einigen Stunden an Bord des „Loanda“. Die Brandung der Barre war an diesem Tage unbedeutend. Das Meer lag ruhig, und dennoch fühlte ich mich bald unbehaglich. An Bord trafen wir mit einigen Negern zusammen, welche man auf den ersten Blick an ihrem gebrochenen Englisch und ihren gespreizten Manieren als Leute aus Sierra Leone erkannte. Namentlich die „Damen“ waren nach der neuesten Mode gekleidet, hatten von Pomade triefende Haare und spielten so ernsthaft die Vornehmen, daß man sich eines

Lächelns nicht erwehren konnte. Der „Loanda“ blieb am 4. und 5. October auf der Rhebe von Lagos, um seine Ladung zu vervollständigen. So hatten wir Zeit, den Helden unserer Negergesellschaft näher kennen zu lernen. Er entdeckte sich uns als einen Königssohn, der seine Landsleute sehr liebe, sich ein gewisses Vermögen erworben habe, dasselbe zum Ankauf von Sklaven verwendete und mit diesen an den Ufern des Niger ein kleines Reich gründete. Er war also „König“ geworden und zählte etwa 1000 Negerknechte zu seinen Unterthanen. Unglücklicher Weise liebt England diese Art von Menschenliebe nicht und zwang unsern Helden, sein Scepter niederzulegen und seine Landsleute freizulassen; das erklärt den glühenden Haß, den der entthronte König gegen die Engländer hegt.

Am 5. Abends lichteten wir die Anker zur Fahrt nach Bonny und sahen uns nach Umschiffung des Cap Formoso den Hauptmündungen des Niger gegenüber. Der Reihe nach erblickten wir seine zahlreichen Ausflüsse, den Nun, den Braß, den Calabar, um nur die größten zu nennen; jeder dieser Delta-Arme ist ein gewaltiger Fluß. Endlich liefen wir in den letzten, den Bonny, ein, an dessen Ufern mehrere bedeutende Dörfer stehen. Der Bonny, wie alle Delta-Arme des Stromes vereinigt sich erst weit landeinwärts mit dem Niger; durch ihn fuhr Lander im Jahre 1830 vom Oberlaufe des Stromes abwärts, erreichte das Meer und entdeckte so die lange unbekannte Nigermündung. An der Stelle, wo die Faktoreien stehen, ist der Bonny mehr als 1 km breit; er hat das Ansehen



Vorbereitungen zur Abreise von Lagos. (Nach einer Skizze P. Holley's.)

eines bedeutenden Sees, dessen Wasser unter der starken Ebbe und Fluth des Meeres sinken und steigen. Es wäre keine leichte Aufgabe, in einem solchen Lande an niedrigen und sumpfigen Flußufern Wohnungen für die Kaufleute zu bauen; man dachte auch gar nicht daran, sondern man nahm alte Schiffe, kappte ihre Masten und entfernte das Takelwerk und verwandelte sie so in Wohnungen, deren Schiffsraum die Waarengewölbe, deren Zwischendeck das „Erdgeschloß“ für die Dienerschaft und deren Kajüten die Wohnräume der europäischen Kaufleute sind. Jedes dieser „Bracks“ liegt mitten im Flusse vor Anker; es sind wahre schwimmende Gefängnisse, in welche die Gewinnucht Weiße und Schwarze auf lange Monate einfertigt. Zu allem Andern ist auch noch das Wasser des Flusses

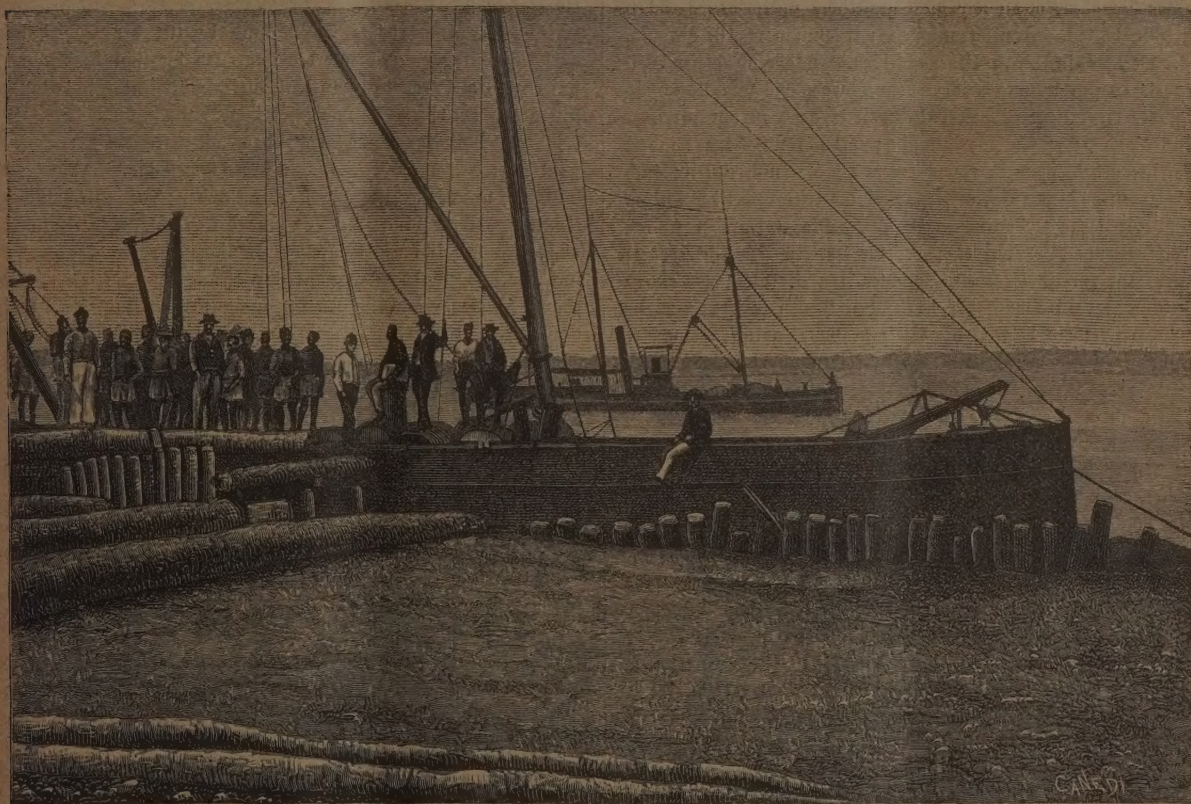
so ungesund, daß selbst die Eingebornen es nur nothgezwungen genießen. Das Brack der englischen Kauffahrteigesellschaft ist ein monumentaler Bau; es ist eine mehrstöckige Festung, die von einem Capitän befehligt wird, dessen Cabine das riesige Gebäude krönt. Dieser Schiffsrumpf ist der Versammlungsplatz aller Einwohner des neuen Venedig, und auf ihm können sie auf etliche Stunden vergessen, daß sie eigentlich ein Leben wie auf den Galeeren führen. Was thut man nicht aus Liebe zum Gelde?

Die Leute von Sierra Leone zeigten sich immer mehr in ihrer wahren Gestalt. Einer wollte uns sogar beweisen, daß die Vielweiberei auch im neuen Bunde erlaubt sei, und gestand offen, er habe 19 Weiber in verschiedenen Dörfern längs des

Niger. Am ersten Sonntage nach unserer Abreise besuchten wir die Dörfer am Ufer des Bonny. Die Leute haben ein wildes Aussehen, und man nennt sie sogar Kannibalen. Die Weiber rasiren den Kopf; ihre Gesichtszüge gleichen keinem der Volksstämme, welche ich bis dahin sah. Männer und Frauen haben dieselbe höchst mangelhafte Bekleidung: ein buntscheciges Lenden- und Schultertuch; fast Niemand trägt den „Tschokoto“, die bei den Eingebornen sonst übliche Mütze, wahrscheinlich aus irgend einem abergläubischen Vorurtheile; ich könnte mir sonst nicht erklären, weshalb sie keine Kopfbedeckung tragen wollen.

Inzwischen nahm das Schiff, das uns nach Braß bringen sollte, seine Ladung ein. Am Montag lag unser Fahrzeug neben dem großen Bracke. Da sahen wir gegen 8 Uhr Morgens

am Horizonte ein Duzend Piroguen auftauchen, welche mit 10, 20, 50 Sklaven bemannt waren. Sie kamen mit fliegenden Fahnen näher. Bald hörte man das schrille Pfeifen der Ruderer, welche im Takte die Ruder einsetzten und die Rähne mit schwindelerregender Schnelligkeit vorantrieben. Im Nu stiegen die Häuptlinge von Neu-Calabar und Bonny an Bord des Bracks, wo sie eine Zusammenkunft hatten. Eine Besprechung sollte stattfinden. Trotz der Verträge mit dem englischen Consul waren zur Schädigung des Handels auf's Neue Feindseligkeiten ausgebrochen. Der englische Consul sollte nun entscheiden. Während die kriegführenden Häuptlinge zusammen verhandelten, übten sich ihre Piroguen in einem sehenswerthen Kampfspele. Rahn um Rahn machten sie Wettfahrten mit einander



Abfahrt von Braß. (Nach einer Photographie.)

von unserem Schiffe bis an's Ufer. Wie sie sich anstrengten, den Gegner zu überholen! Wie sie Kraft und List aufboten! Das Schauspiel gab uns eine Idee von der Gewandtheit dieser afrikanischen Krieger; jede dieser Kriegspiroguen hatte ein oder zwei Verdecke, auf denen Kanonen und selbst englische Mitrailleusen aufgepflanzt waren. Diese habernben Brüder können sich also eigentliche Seeschlachten liefern. — Inzwischen hatte der englische Consul den Frieden hergestellt; als praktischer Mann verpflichtete er die eine der beiden Parteien zu einer Abgabe von 200 und die andere von 70 Tonnen Palmöl an seine Regierung und verurtheilte auch noch einen abwesenden Häuptling zu einer ähnlichen Strafe. Der also abgeschlossene Frieden mußte noch besiegelt werden, und die Häuptlinge beschloßen, daß

gleich nach der Landung in Gegenwart der versöhnten Feinde ein Thier geschlachtet werde, in dessen Blut jeder der Reihe nach sein Stück Ignamenwurzel eintauchen und nach den üblichen Schwüren genießen solle. Auf diese Weise wird ewiger Friede geschlossen, bis sich die Gelegenheit zu einem neuen Feldzuge bietet. Ganz ähnlich erfolgt die Besiegelung einer Privatfreundschaft; Opferblut ist dabei eine unerläßliche Ceremonie. Jedes Negerdorf hat zwei Parteien: diejenige des Häuptlings und diejenige seines Nebenbuhlers. Daraus entstehen zahllose Streitigkeiten. Der Häuptling hat manchmal Unterthanen, welche durch die Zahl ihrer Weiber und Sklaven und durch die Verbindung mit dem Nebenbuhler mächtiger sind als er selbst. Wenn er dann einem solchen Manne einen Befehl erteilt,

so kann er leicht zur Antwort bekommen: „Was willst du von mir und was kannst du mir anhaben? Ist dir die Zahl meiner Weiber unbekannt? Hast du meine Piroguen gezählt?“

Wir verließen Bonny an Bord des „Dobo“ und ließen nach einer Tagereise in den Braß ein, wo wir Angesichts der zahlreichen europäischen Niederlassungen, welche längs des linken Flußufers liegen, vor Anker gingen. Wir hatten darauf gerechnet, sofort nach dem obern Niger abreisen zu können; aber zu unserem Glück war der „Adamawa“ schon abgedampft. Zu unserem Glück, sage ich; denn dieses Schiff stieß, wie wir später hörten, vier Tagereisen oberhalb Braß mit einem andern Dampfer zusammen, und zwar so gewaltig, daß beide Schiffe sofort sanken und die Passagiere nur das nackte Leben retten konnten. Alle unsere Reisevorräte wären in den Wogen des Niger begraben, wenn wir nicht glücklicher Weise dieses Schiff verfehlt hätten. Freilich mußten wir nun vom 10. bis zum 22. October in Braß liegen bleiben. Während dieser Zeit regnete es fast ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend, so daß wir wenig Gelegenheit hatten, die Gegend zu durchstreifen. Das Land ist flach und sumpfig; man kann keine hundert Schritte gehen, ohne in irgend einem Pfuhle zu versinken; auch für die europäischen Faktoreien am linken Ufer bildet der Strom selbst die einzige Verbindungsstraße. Die Faktoreien führen Tauschwaaren aller Art ein; der Verkehr ist ziemlich lebhaft; unter Anderm ist Salz ein gesuchter Artikel. Noch vor einem Duzend Jahren war Salz unter den Leuten am Niger ein Luxusartikel; ein Mann, der Salz brauchte, galt für eine Art Rothschild. Die meisten Faktoreien treiben nur in Braß selbst Handel; es lohnt sich auch nicht der Mühe, die benachbarten Dörfer aufzusuchen. Die einflußreichen Häuptlinge von Braß, welche auf ihren Einfluß und Gewinn eifersüchtig sind, haben sich den Handel mit der Umgegend vorbehalten; ihre Kähne streifen zwei bis drei Tagereisen weit in allen Richtungen und bringen das Palmöl nach Braß zum Verlaufe. In den letzten Wochen hatte es ein Händler trotz aller Warnungen und trotz der ausbrüchlichen abschlägigen Antwort, welche ihm die Eingebornen gaben, gewagt, an einer Stelle der Bari-Mündung eine Faktorei zu bauen. Das ist ihm schlimm bekommen. Am 15. October kam nach Braß die Kunde, das Gebäude sei eingestürzt und seine Bewohner seien erschlagen. Das kann Ihnen einen Begriff davon geben, wie wild die Stämme sind, welche hier und dort am Unterlaufe des Niger zerstreut haufen.

Unser gezwungener Aufenthalt war sehr eintönig. Wir brachten die Zeit mit Studium und Gebet zu, forschten nach den Verhältnissen der Gegend und ließen von unserer Veranda aus den Blick nach den vielen Waldschluchten schweifen, welche wir in einiger Entfernung erblickten. Endlich kam der „Rape“, ein Dampfer der französischen Gesellschaft. Seine Planken waren mit einer schweren Ladung von Elfenbein und Palmöl gefüllt. Er löschte seine Ladung und nahm dafür eine neue

ein: Salz, Zeug, Pulver, Flinten, Glasperlen, Kupferdraht, und endlich, nachdem noch einige Ausbesserungen, deren das Schiff bedurfte, unsere Geduld auf eine neue Probe gestellt hatten, trat der „Rape“ seine Fahrt den Niger aufwärts an. Schiffskapitän ist ein Mr. Palmer aus Sierra Leone, der uns freundlich aufnahm. Rasch durchschnitt der Dampfer den Braßfluß, steuerte bald in den Kwara, einen andern Hauptarm des Niger, und erreichte in einigen Stunden Kassa, wo die wichtige Handelsstation der englischen Gesellschaft steht. Dort hat der Nun, der mittlere Ausfluß des Stromes, eine Breite von 1800 m; seine Wasser fließen majestätisch einher und ergießen sich mit dem dumpfen Donner eines fernen Gewitters in den Ocean.

Wir durchfuhren einen ausgebreiteten Wasserspiegel, aus welchem die Wipfel der Mangrovebäume zahllos überschwemmter Inseln hervorschauten. Der Mangrove- oder Manglebaum erreicht hier eine riesige Größe und bereitet der Schifffahrt große Hindernisse; nur mit der äußersten Vorsicht fanden wir unsern Weg durch das Wirrsal dieser überflutheten Eilande und gewannen einen Stromarm, dessen Breite uns mit Stauern erfüllte. Man sagte uns aber, das würde in einigen Tagen ganz anders werden. Inzwischen übernahmen die Moskitos die Aufgabe, unsere Begeisterung herabzustimmen; diese Stechmücken ließen uns keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Die Flußufer wurden bald leicht und eintönig. Einige Piroguen begegneten uns, welche mit dem Strome der Mündung zu trieben; die Schiffer hatten ein wenig Vertrauen erweckendes Aussehen. Auf dem rechten Ufer erblickten wir einige Dörfer, deren Einwohner ängstlich alle unsere Bewegungen beobachteten. „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer“, sagt das Sprichwort; sie denken offenbar an die Züchtigung, welche sie sich früher einmal durch ihre Feindseligkeit zuzogen. Im Jahre 1876 brannten ihnen die Engländer zur Strafe für verschiedene Grausamkeiten, welche sich diese Neger gegen englische Händler zu Schulden kommen ließen, mehrere Dörfer nieder. Die Eingebornen sehen eben höchst ungern die Weißen sich in ihrer Mitte niederlassen und den Handel, den ihre Häuptlinge vorher allein betrieben, an sich reißen.

Der Dampfer hielt zuerst beim Dorfe Abo, wo eine französische Faktorei ist, besuchte dann die Faktorei Obugiri und ging am Abend bei Dgu, einem unbedeutenden Weiler, für die Nacht vor Anker. Ein Beamter der dortigen Faktorei hatte die Rechnungsbücher gefälscht und wurde nun seines Postens enthoben und als Gefangener an Bord gebracht. Am nächsten Tage erblickten wir der Reihe nach die Faktoreien von R'Doni, Abagaba, Tschaland und Athany. Die Ufer sind zu leicht, als daß der Dampfer landen könnte. Waaren wurden ein- und ausgeladen, und als die Sonne hinter dem Horizonte verschwand, erblickten wir Onitscha, das erste bemerkenswerthe Dorf am linken Ufer des Niger.

(Fortsetzung folgt.)

Bulgarien und die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche¹.

Das Pontificat Leo's XIII. zeichnet sich auch durch eine besondere Fürsorge für die slavischen Völker aus. Zu so vielen heidnischen Nationen hatte der Papst seine Glaubensboten gesandt, mit so großer Sorgfalt der schismatischen Länder gedacht, wie

hätte er da jenes getrennten Theiles seiner Herde vergessen können, der seit Jahrhunderten schon im tiefsten Unglück unter dem Joch der Osmanen schmachtet? Ein Beweis seiner väterlichen Fürsorge ist die alljährliche Feier des Festes der Slaven-Apostel, des hl. Cyrillus und Methodius, welche der Papst anordnete; ein fernerer Beweis ist der überaus gnädige Empfang,

¹ Aus der polnischen Ausgabe der „Katholischen Missionen“.

den er den slavischen Pilgern in Rom bereitete; ein außerordentlicher Beweis endlich ist die Neuerrichtung der Hierarchie in den Slavenländern — möge sie in alle Zeiten fortbauern als ein großartiges Denkmal der wohlthätigen Regierung Leo's XIII.; möge sie aber auch das Samenkorn sein, aus dem eine reichliche Ernte für die Kirche, eine reiche Ernte des Heiles für die Slavenländer sich entwickelt!

Der nachfolgende Aufsatz will unsere Leser mit einem der südslavischen Stämme, mit den Bulgaren, und ihrer Bekehrungsgeschichte bekannt machen, nachdem wir neulich die Schicksale des stammverwandten Bosnien erzählten. Die Geschichte des mächtigen Bulgarenstammes ist um so wichtiger, als mit ihr überhaupt die Wiegeburt der Südslaven für das wahre Christenthum beginnt. Dazu kommt, daß das gegenwärtige Jahr uns in ganz besonderer Weise auf den glorreichen Apostel Bulgariens hinweist; sind es doch am kommenden 6. April gerade tausend Jahre, seit der hl. Methobius († 6. April 885) zur ewigen Krone abgerufen wurde. Der tausendjährigen Jubelfeier des großen Slavenmissionärs mögen deßhalb auch die folgenden Schilderungen gewidmet sein!

1. Bulgariens Vergangenheit.

Wenn wir hier von Bulgarien reden, so verstehen wir darunter nicht das heutige Fürstenthum Bulgarien, dessen Grenzen im Berliner Vertrag willkürlich bestimmt wurden, sondern wir meinen das eigentliche Bulgarien, d. h. alles Land, welches vom bulgarischen Volksstamm bewohnt wird. Das neu geschaffene Fürstenthum umfaßt den nördlichen Theil des Balkan, erstreckt sich von ihm nördlich bis an die Donau und das Schwarze Meer und südlich in's Tiefland des Balkan hinein bis zum Flusse Struma. Das eigentliche Bulgarenland aber dehnt sich über das ganze Gebiet zwischen dem Balkan, dem Rhodope-Gebirge und der Donau aus, also fast über die Hälfte der ganzen europäischen Türkei. Es ist mithin bedeutend größer als das Fürstenthum, denn es umfaßt außer diesem noch Rumelien und einen Theil von Macebonien; im Mittelalter gehörte sogar ganz Albanien zum Königreich Bulgarien. Die bulgarische Bevölkerung ist heute mit türkischen und zum Theil mit serbischen, macedonischen, griechischen und albanesischen Bestandtheilen untermischt.

Die jetzige bulgarische Nation entstand durch Vermischung der reinen Slavenstämme an der Unterdonau mit den ursprünglichen Bulgaren, deren Wohnsitze jenseits der Wolga lagen. Am Ende des fünften Jahrhunderts machten letztere einen Einfall in Thracien, unterwarfen sich die slavischen Einwohner und gaben dem Lande ihren eigenen Namen. Nach ihrer Niederlassung in dem eroberten Lande nahmen sie jedoch mit der Zeit slavische Sprache und Sitte an und verschmolzen mit den Unterworfenen zu einer einzigen slavischen Nation.

Schon im siebenten Jahrhundert bildeten die Bulgaren ein mächtiges Reich und kämpften siegreich gegen den byzantinischen Kaiser Constantin Pogonatus, welchen sie 679 zu einem jährlichen Tribut verpflichteten. Überhaupt bildet die ganze Geschichte des Bulgarenreiches von der Gründung bis zur Zerstörung durch die Türken eine ununterbrochene Reihe von Kriegen mit den Byzantinern. Es finden sich in ihr sehr glänzende Abschnitte, aber auch Zeiträume voll von schweren Niederlagen und harter Knechtschaft. Bis zur Hälfte des achten Jahrhunderts machte das Reich glückliche Fortschritte; nach dem Aussterben des regierenden Fürstenhauses indeß griffen die

Byzantiner unter Constantin Copronymus das Land an und vernichteten dessen politische Bedeutung fast gänzlich. Im Anfang des neunten Jahrhunderts unter dem Könige Krum gewannen die Bulgaren ihre verlorenen Provinzen wieder, vergrößerten das Reich durch neue Eroberungen und belagerten sogar Constantinopel.

Das Christenthum nahmen die Bulgaren an unter dem Könige Bogoris oder Borys (844—888). Schon seit längerer Zeit hatten der byzantinische und der deutsche Kaiser in Bemühungen um die Bekehrung der Bulgaren gewetteifert, und zwar ebenso wohl aus religiösen, als aus politischen Gründen. Die Bulgaren wohnten eben mitten zwischen den beiden Kaiserreichen, und jeder der beiden Nebenbuhler um die Weltherrschaft suchte den kriegerischen Stamm sich möglichst eng zu verbinden, um ihn als Bundesgenossen gegen den andern benutzen zu können. Die Griechen hatten bei ihren Bemühungen zuerst Erfolg. Eine Schwester des Königs Bogoris nämlich war in griechische Gefangenschaft gerathen und in Constantinopel zum Christenthum übergetreten; nach ihrer Heimkehr berebete sie den König sammt den Angehörigen des Reiches zu dem gleichen Schritte. Der hl. Methobius errang durch seine vom Geiste Gottes beseelte Predigt den Sieg. Nach kurzem Widerstande folgte das ganze Volk dem Beispiel seines Fürsten, und im Jahre 864 erhielt die ganze Nation aus der Hand eines griechischen Bischofs die heilige Taufe. So war also Bulgarien mit Byzanz in nahe, aber auch gefährliche Beziehung getreten, denn schon damals plante man in Constantinopel den Abfall von Rom, und gerade der Urheber des späteren Schismas, der Patriarch Photius, nannte den König Bogoris seinen geistlichen Sohn. Doch entging für dießmal noch das Land der drohenden Gefahr des Schismas. Aus Furcht nämlich, nach Empfang der Taufe auch politisch von Constantinopel abhängig zu werden, sandte Bogoris, oder, wie er nach der Taufe hieß, Michael, im Jahre 866 Gesandte zum deutschen Kaiser Ludwig II. und zum großen Papste Nikolaus I. und erbat sich von letzterem einen Bischof zur Verkündigung des christlichen Glaubens. Auf Befehl des Papstes gingen denn auch die beiden Bischöfe Paul von Populonia und Formosus von Padua mit einer Anzahl von Priestern nach Bulgarien und gewannen bald das Land für sich. Die byzantinischen Priester mußten das Reich verlassen.

In der ersten Zeit nach ihrer Bekehrung zeichnen sich die Bulgaren durch kindliche Unterwürfigkeit gegen den Statthalter Christi und durch großen Glaubenseifer aus. Ihre Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl ging so weit, daß sie ihm das Eigenthumsrecht über ihr Land antrugen, und deutlicher vielleicht noch als diese Thatfache zeugt für ihren religiösen Eifer eine Reihe von 106 Fragen und Bedenken, welche sie dem Heiligen Vater zur Entscheidung vorlegten.

Die Antwort des Papstes ist ein herrliches Denkmal der Weisheit und Milde des römischen Stuhles; wir hören in ihr den Nachfolger desjenigen sprechen, der da redete wie einer, der Macht hat. Voll Milde weist er bei Verbrechen und Sünden das Volk zurecht, befreit es von kleinlichen Observanzen, welche die Griechen ihm auferlegen wollten, und fordert überhaupt von den Neubekehrten nicht mehr als sie leisten können. Aber trotzdem ist er weit entfernt von strafwürdiger Nachsicht. Er schmeichelt nicht; wo die Klugheit es gebietet, steht er sich nicht, dem Volke und seinem König ihre Bitten abzuschlagen. So hatte man um Zulassung von römischen Rechtsbüchern gebeten; Papst Nikolaus aber weigert sich, diesem Wunsche zu willfahren, weil dieselben nur Verwirrung anrichten würden. Auch einen eigenen Patriarchen wollte er ihnen nicht gewähren, gestattet

bagegen gern die Beibehaltung der vaterländischen Tracht. „Wir verlangen nicht,“ sagt er, „daß ihr eure Kleider, sondern daß ihr eure Herzen ändert; wir kümmern uns um euren Fortschritt im Glauben und in guten Werken. Sofern ihr nur, nach den Worten des Apostels, Christus in der Taufe als Gewand angelegt habet, so ist uns eure übrige Kleidung gleichgiltig.“ Ähnlich lautet die Antwort auf die Frage, ob sie auch jetzt noch, wie früher, ihren Töchtern Gold, Silber, Pferde u. s. w. als Heirathsgut mitgeben dürften. Selbst an Sonn- und Feiertagen und während der Fastenzeit sollten sie auch in Zukunft in den Kampf ziehen dürfen, wenn die Vertheidigung des Vaterlandes es erfordert, nur soll statt des Roßschweifes jetzt das Kreuz Christi ihnen als Feldzeichen vorangetragen werden. Was aber an barbarischen und unchristlichen Sitten unter dem Volke noch lebt, das wird vom Papste mit energischem Tadel verurtheilt. So verbietet er auf's Schärfste die Vielweiberei und mahnt ab von allzu häufiger Anwendung der Todesstrafe. Als würdige Bekenner des barmherzigen Erlosers möge das Volk vielmehr bestrebt sein, Allen das Leben des Leibes und der Seele zu erhalten, und besondere Sorge tragen für Unterstützung der Armen und Freilassung der Sklaven. Diese Mahnung war sehr am Platze; denn noch aus manchen andern Stellen des päpstlichen Schreibens sehen wir, daß die alten Bulgaren ein Volk von wildem, kriegerischem, hartem Sinne waren. So erfahren wir z. B. aus dem Tadel des Papstes, daß keinem Bulgaren die Auswanderung gestattet war. Immerfort streiften Wächter an den Grenzen umher; trafen sie einen Landesangehörigen, der das Reich verlassen wollte, so mußten sie ihn tödten; entwichte er ihnen, so verfolgten die Wächter selbst die Todesstrafe. Vor dem Auszug in den Krieg wurde die Ausrüstung aller Krieger untersucht, und wiederum war der Tod das Loos desjenigen, der nicht gehörig gerüstet gefunden wurde. Bei Gericht wendete man die Folter an. „Wenn ein Dieb oder Räuber gefangen genommen wird und er will nicht gestehen, so gibt bei euch der Richter ihm so lange Stockschläge auf's Haupt und verwundet mit eisernen Stacheln so lange ihm die Seiten, bis er zum Geständniß sich herbeiläßt. Aber ein solches Verfahren billigt weder menschliches noch göttliches Recht, weil das Geständniß frei, nicht gezwungen abgelegt werden muß. Und wenn ihr trotz der Qualen keine Schuld in dem Gefolterten findet, wie dann? Müht ihr dann nicht erröthen? Wie aber, wenn der Beschuldigte die Folter nicht aushalten kann und sagt, er habe begangen, was er nicht begangen hat? Auf wen fällt dann die ganze Größe der Ungerechtigkeit zurück, als auf den, der ihn zu lägenhaftem Geständniß gezwungen hat?“ Der Kaiser, der König der Bulgaren, betrachtete sich als hoch über das gewöhnliche Volk erhaben. Bei gemeinsamen Mahlzeiten z. B. durfte nur der König allein an einem Tische speisen, während selbst seine Gemahlin und die höchsten Würdenträger des Reiches in seiner Gegenwart ihr Mahl auf dem Boden einnehmen mußten. Einen Befehl will der Papst in dieser Sache nicht geben, aber er mahnt den Bulgarenfürsten an das Beispiel so vieler christlichen Könige und endlich an das Beispiel des Königs der Könige selbst, der nicht allein mit seinen Freunden und Jüngern, sondern sogar mit Böllern und Sündern zu Tische saß.

Das Schreiben schließt mit der Mahnung, fest am Glauben der römischen Kirche zu halten, denn allzeit sei ihr Glaube ohne Flecken und Makel gewesen, weil derjenige sie gegründet, dessen Glaubensbekenntniß von Christus selbst die Bestätigung empfangen habe.

Eine solche Mahnung war nur zu nothwendig. Denn in Constantinopel war man über den Anschluß Bulgariens an Rom höchst aufgebracht, um so mehr, als man alle Mittel angewandt hatte, um das Land zu dem geplanten Schisma des Photius herüberzuziehen. Mit verdoppeltem Eifer wurde daher jetzt mit Ränken und Untrieben gearbeitet, und leider vernichteten dieselben im Grunde mit politischen Rücksichten die Anfänge der katholischen Kirche in Bulgarien. Schon im Jahre 870 wurde auf dem Concil von Constantinopel der Anschluß Bul-

gariens an das Patriarchat von Constantinopel ausgesprochen. Der Patriarch Ignatius, welcher den Primat der römischen Päpste freilich anerkannte, sandte den Bulgaren dennoch einen griechischen Bischof und griechische Geistliche, welche das Samen Korn des Schismas nach Bulgarien verpflanzten. Der letzte Mahnruf des Papstes traf Ignatius nicht mehr am Leben, und so blieben die griechischen Geistlichen. Haupttriebfeder beim Abfall war die Furcht vor den Deutschen, welche gerade damals Mähren seiner politischen Selbständigkeit beraubt hatten. Durch Anschluß an die Byzantiner hoffte man gegen die deutsche Übermacht einen festen Stützpunkt zu gewinnen.

Bulgarien schien also für die wahre Kirche verloren, aber noch machte die Vorsehung über dem Lande. Die Freundschaft mit den Griechen dauerte nicht lang; neue Kriege mit ihnen brachen aus, welche das ganze zehnte Jahrhundert hindurch währten, und die Gewalt der Umstände zwang die Nation, von Neuem beim Statthalter Christi Schutz zu suchen. Um 915 knüpfte Simeon, der Sohn des Königs Bogoris, nach mehrmaligem Siege über die Byzantiner wiederum Verhandlungen mit dem römischen Stuhle an und unterwarf sich dem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche. Die Errichtung eines Patriarchates in Preslav, der Residenz des Königs, und zweier Bischofsitze in Ochrida und Dyalogrob sollte die kirchliche Neuordnung des Landes vollenden; Simeon selbst erhielt aus der Hand des Papstes Innocenz I. die Königskrone und nahm darauf den Titel eines „Czaren von Bulgarien und Alleinherrschers der Griechen“ an.

Jetzt beginnt die glänzendste Zeit für die Geschichte des Königreichs Bulgarien. Siegreiche Kämpfe erweiterten die Grenzen des Reiches nach allen Seiten. Die Walachei, Siebenbürgen, das Banat nannten Simeon ihren Herrscher, und dazu kamen noch ein Theil Serbiens bis zur Drina, Epirus, Macedonien, Thracien und Thessalonien. Drei Meere bespülten das Bulgarenreich; die Donau, der ehemalige Grenzfluß, war zum Binnenstrom geworden, der das Land in der Mitte durchschnitt.

Zu großer Blüthe erhob sich namentlich Preslav, die Hauptstadt des Reiches, von deren Pracht und Herrlichkeit der Erzbischof Johannes in der Vorrede zu seinem Werke „Seestodnen“ eine glänzende Beschreibung entwirft. Er weiß nicht genug zu rühmen die großartigen Bauten aus Marmor und Quarzsteinen, die Prachtgemächer und ihre Ausschmückung durch Gemälde, Schnitzereien, Silber und Gold, die reichen, mit Perlen gezierten Gewänder des Czaren und der Bojaren, die Purpurgürtel, die goldenen Ketten und Schwerter u. s. w. und schließt mit den Worten: „Wer aus der Ferne kommt und all diese Herrlichkeiten sieht, der versinkt in Staunen und kann nichts finden, was sich mit solcher Pracht vergleichen ließe, und kehrt er in die Heimath zurück, und fragt man ihn, was er in Preslav gesehen, so erwidert er: „Unmöglich kann ich's beschreiben; um sich eine Vorstellung von solchem Glanz zu machen, muß man ihn mit eigenen Augen geschaut haben.“ Heute ist von der alten Herrlichkeit inbezug keine Spur mehr übrig; an der Stelle der alten Hauptstadt steht jetzt das armselige Städtchen Eski-Stambul, einige Meilen südlich von Schumla.

Leider währte die Verbindung mit Rom auch diesmal nicht lange. Nach des Czaren Simeon Tod fand dessen Sohn Peter es wieder einmal für zweckmäßig, sich den Byzantinern anzuschließen. Der griechische Kaiser Romanus Lazares hatte um seine Freundschaft sich beworben und ihm seine Enkelin Irene zur Ehe gegeben; so wurde der Bulgarenfürst wiederum für die



Etmova, die alte Hauptstadt Bulgariens.

byzantinische Politik gewonnen. Statt die rühmliche Hinterlassenschaft seines Vaters anzutreten, wandte Czar Peter Rom den Rücken und war, wie die Geschichtschreiber sich ausdrücken, nicht mehr der Bewältiger, sondern der Vasall des Kaisers in Constantinopel.

Im Übrigen bildet die Zeit Peters und die ganze erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts eine Periode der Heimfuchung für Bulgarien. Unzufrieden mit der Regierung des Fürsten, erregte Peters Bruder Unruhen im Lande; dann überfielen die wilden Horden der Magyaren das Land und drangen siegreich über dessen Grenzen hinaus bis nach Constantinopel vor. Aus Rache dafür, daß die Bulgaren bei anderer Gelegenheit den Magyaren freien Durchzug durch ihr Gebiet gestattet hatten, rief dann später Kaiser Nicephorus die russischen Warvagen herbei, welche unter ihrem Fürsten Swiatoslaw 967 Preslaw eroberten und den König Borys II. gefangen nahmen. Schon dachte der Russe daran, dauernd seine Residenz in Preslaw aufzuschlagen, indeß den Byzantinern schien eine solche Nachbarschaft zu bedenklich. Kaiser Zemises sammelte ein Heer gegen den bisherigen Bundesgenossen, eroberte im Kriege gegen Swiatoslaw 971 Preslaw und zerstreute die russischen Truppen. König Borys II. verlor natürlich seine Krone, ganz Bulgarien ward dem byzantinischen Reiche einverleibt.

Nach Zemises' Tode gewann das Land seine Freiheit wieder, jedoch nur auf kurze Zeit. Fortwährende Unruhen führten wiederum einen Krieg mit Byzanz herbei. Kaiser Basilus, der Bulgarenmörder genannt, überwand den gefürchteten Feind und übte nach dem Siege furchtbare Rache. Bei 15 000 gefangenen Bulgaren wurden die Augen ausgestochen, dem Lande wiederum das verhasste Joch der Fremdherrschaft auferlegt. An Befreiungsversuchen fehlte es zwar nicht, jedoch waren sie ohne Erfolg, bis endlich im Jahre 1185 mit Hilfe des Polowcen die Freiheit erstritten ward und Isen, auch Hassan genannt, Begründer einer neuen Dynastie und einer neuen Blüthe des Reiches wurde.

Unter seinen Nachfolgern zeichnete sich besonders Ioanicius oder Kalo-Zani aus, nicht nur weil er das Reich besonders erweiterte, sondern vorzüglich deshalb, weil er nach Besiegung der Byzantiner wiederum zur katholischen Einheit zurückkehrte. Im Jahre 1197 bat er den Papst Cölestin III. um Aufnahme der ganzen Nation in den Schooß der wahren Kirche und für sich um die Königskrone. Unvergütlich sandte, da Cölestin III. unterdessen gestorben war, sein Nachfolger Innocenz III. einen Gesandten nach Bulgarien. Nach mehrjährigen Unterhandlungen ward der Bischof von Tirnowa zum Primas des Landes ernannt, der König sammt dem Volk in die katholische Kirche aufgenommen. Ioanicius erhielt aus der Hand des Cardinals Leo 1204 die Königskrone.

Alein dem dritten Anschluß an Rom folgte auch auf dem Fuße wiederum der dritte Abfall, und diesmal trug die Schuld an demselben ein Mann, von dem man es am wenigsten hätte erwarten sollen.

Graf Balbun von Flandern, der Anführer des christlichen Heeres beim vierten Kreuzzuge, hatte im Jahre 1204 dem griechischen Kaiserthum ein Ende gemacht, und auf den Trümmern des Reiches ein neues lateinisches Kaiserthum gestiftet. Anstatt aber nun mit dem Bulgarenfürsten in freundschaftliche Beziehung zu treten, behandelte er vielmehr Bulgarien als eine abgefallene Provinz, und dessen Herrscher als einen Usurpator. Das erfüllte natürlich König Kalo-Zani mit tiefer Entrüstung, und wohl hatte Papst Innocenz III. Recht, wenn er bei der Nachricht

von den Vorgängen im Osten weinend ausrief: „Das alles wird zum großen Nachtheil der Kirche ausschlagen und die Befehrung des Orients unmöglich machen.“ In der That brach auch schon 1205 der Krieg zwischen Balbun und Ioanicius aus, aber sehr zum Unglück für die Lateiner. Sie wurden gänzlich geschlagen, König Balbun selbst gerieth in bulgarische Gefangenschaft. Entsetzlich wüthete jetzt Ioanicius gegen die Besiegten. Alle Kriegsgefangenen ließ er ohne Erbarmen niederhauen und nannte sich darauf, im Andenken an den Titel Basilus' des Bulgarenmörders, Ioanicius der Römerlob. Das Band mit Rom ward wieder zerrißen, der Erzbischof von Tirnowa zum unabhängigen Patriarchen erklärt. Die Trennung war jetzt um so schlimmer, als gerade damals eine verberbtliche halbheidnische Sekte wie ein verheerender Strom über ganz Europa sich ergoß, alles mit sich fortreisend, was nicht auf dem Felsen Petri gegründet war. In verschiedenen Ländern nannte man die Irrlehre mit verschiedenen Namen; auf der Balkanhalbinsel aber hatte sie, wie schon früher (Novemberfest 1884) bemerkt wurde, unter dem Namen Bogomilen besonders starke Verbreitung gefunden, nannte man doch z. B. in Frankreich die neue Sekte einfach nach dem Namen der Bulgaren (bulgarorum haeresis, bulgari, bugri). Zwar knüpfte Kalo-Zani's Nachfolger die Beziehungen mit Rom wieder an, und ließ auf Befehl des Papstes 1211 zu Tirnowa eine Synode gegen die Bogomilen abhalten; allein schon 1218 kam in Johann Asen II. wieder ein Mann auf den Thron, der zum lang andauernden Unglück für sein Vaterland den Griechen und Bogomilen vollständig ergeben war. Freilich gelang es diesem Herrscher, wiederum die Grenzen Bulgariens auszudehnen, aber auch dieser äußere Glanz dauerte nicht lang. Nach seinem Tode zerfiel das Reich vollständig, und auch sonst legte seine Politik den Grund zu lang andauerndem Unglück des Landes. Ein Bündniß mit den Griechen, die ihn eine Zeit lang listig täuschten, weil sie seiner Hilfe gegen das lateinische Kaiserthum bedurften, lieferte das Land vollständig in die Hand dieses Erbfeindes der Nation; und noch weniger konnte dem Reiche die Begünstigung der Bogomilen frommen, denn ihre Lehre unterwühlte alle Grundpfeiler des Familien- und Staatslebens. Von dem Bündniß mit den Griechen zog sich Asen zwar zurück, als der Papst ihm seine Vergehen vorhielt und ihn schließlich mit dem Banne belegte; von den Bogomilen jedoch vermochte weder der Papst, noch ein nach Tirnowa gesandter Legat ihn abzubringen. So folgte der vollständige Abbruch aller Verhandlungen, ja Papst Gregor IX. ließ einen Kreuzzug „gegen die schismatischen und häretischen Bulgaren“ predigen. Das Bulgarenreich stürzte jetzt in tiefes Unglück, es diente nach außen nur mehr den griechischen Plänen, im Innern herrschten Bogomilen nebst andern Häretikern und Juden.

So blieb es bis gegen Mitte des 14. Jahrhunderts. Noch einmal flammte da dem Lande ein Hoffnungsstern auf, — zum letzten Mal, bevor die Finsterniß des Islams alles politische und geistige Leben begrub. Stephan Duschan, Fürst von Serbien, vermählte sich mit einer Schwester des Alexander Asen, Königs von Bulgarien, und in Folge dessen kam zunächst ein bulgarisch-serbisch-rumänisches Bündniß gegen die Griechen zu Stande. Die Errichtung einer unabhängigen bulgarisch-serbischen Kirche folgte, indem die Bischöfe von Tirnowa und Ochrida ein serbisches Patriarchat errichteten. Damit war man der Versöhnung mit Rom schon um einen Schritt näher. Von Neuem hob sich jetzt das religiöse Leben, Der Mönch Theodosius trat gegen

die Bogomilen auf und sammelte eine große Zahl von Schülern um sich, unter welchen religiöser Geist und literarische Thätigkeit ausblühten. Gegen die Bogomilen wurden unter der Leitung des Theodosius zwei Synoden zu Tirnowa gehalten im Jahre 1350 und 1355. Das Werk der Wiedererneuerung führte des Theodosius Schüler Euthymius, der letzte Patriarch von Tirnowa, weiter fort. Indes neben dem Erfreulichen gab es auch manche Mißstände im Lande, welche in Verbindung mit politischen Mißgriffen das Reich dem Untergang entgegen führten. Die bulgarische Kirche hatte nicht genug Einfluß auf die Geschichte des Landes und kein Ansehen vor dem Herrscher. Gewaltigen Einfluß dagegen hatten die Juden, seit König Alexander seine rechtmäßige Gattin verstoßen hatte und sich mit einer Südin verband; sie wurden im Rang den Bojaren gleichgeachtet. Dabei schauten die Czaren von Bulgarien und Serbien in unbegreiflicher Sorglosigkeit dem steten Vordringen der Türken zu, welche bereits Adrianopel zur Hauptstadt ihres Reiches gemacht hatten und unter ihrem Sultan Murad auch die beiden Städte Eske-Sagra und Philippopol einnahmen. Als der griechische Kaiser Kantakuzenus z. B. um Hilfe gegen die Osmanen bat, antwortete man ihm: „Thue, was du vermagst; kommen die Türken einmal zu uns, so werden wir uns schon zu vertheidigen wissen.“ Ja, als später Johann Paläologus hilfesuchend nach Tirnowa kam, setzte man ihn einfach in's Gefängniß. Unter solchen Umständen war Bulgariens Schicksal leicht vorauszusagen. Noch vor der Eroberung Constantinopels fiel nach dreimonatlichem Kampf Tirnowa in die Hände der Türken und mit der Hauptstadt auch das ganze Land. Als heldenmüthiger Vertheidiger der Stadt wird nicht der Czar, sondern der Bischof Euthymius gefeiert. Muthig wagte er den Gang in's türkische Lager hinaus, um durch Bitten den Feind zur Barmherzigkeit zu bewegen, doch der Türke wandte sich stolz von dem Bittenden ab. In der Stadt spendete dann der Patriarch zuerst in seiner Kathedrale den Christen Trost und Stärkung, und als man ihn von dort vertrieb, setzte er sein Amt in der Kirche der Apostel fürsten fort. Zuletzt gerieth er in türkische Gefangenschaft; man riß ihm die heiligen Gewande vom Leibe und schleppte ihn zum Schaffot; als jedoch der Henker das Beil zur Enthauptung erhob, verdorrte seine Hand, und voll Staunen schenkte man dem Bischofe das Leben. Auch verstattete man ihm, seinen Aufenthalt in Maceдонien zu nehmen, während alle anderen Bulgaren auf Sultan Bajazets Befehl nach Asien gesandt werden mußten. Weinend über das traurige Loos des Vaterlandes zog Euthymius in Begleitung einiger Gläubigen in die Verbannung, bis er am Balkangebirge auch von dem letzten Häuflein seiner Treuen sich trennen mußte. Alle fielen unter Thränen vor ihm auf die Kniee und baten ihn zum letzten Mal um seinen Segen. Man küßte ihm Hände und Füße, und schätzte sich glücklich, wenn man nur seine Kleider berühren durfte, ja Manche rupften Gras von dem Pläze, auf dem er stand, um ein Andenken an den theuern Hirten bewahren zu können. Euthymius ermahnte sie zur Beharrlichkeit im Glauben, alle knieten nieder zu gemeinsamem Gebet, und dann folgte der Abschied. „Guter Hirt,“ riefen die Gläubigen, „wem übergibst du uns zur Obhut?“ — „Der heiligen Dreieinigkeit,“ antwortete Euthymius, „jetzt und für ewige Zeiten.“ Bis zu seinem Lebensende zog dann der Patriarch durch die Städte und Dörfer Maceдонiens, predigte seinen Landsleuten Buße und Befehrung und warnte sie vor dem Islam.

Unter türkischer Herrschaft war natürlich die Lage Bul-

gariens in jeder Hinsicht bejammernswerth; die bulgarische Geschichte ist fürder nicht mehr eine Geschichte von Thaten, sondern nur noch eine Geschichte von Leiden und Elend. Nach der Ansicht des türkischen Machthabers waren die Besiegten mit Weib und Kind und Vermögen Sklaven des Siegers, und die hohe Pforte handelte nach dieser Anschauung. In jeder Weise bedrückte sie die Christen; man nahm ihnen das Vermögen, belastete sie mit ungeheuern Abgaben, und nicht zufrieden damit, entriß man den Eltern ihre Söhne, um sie im Islam erziehen zu lassen und sie später in's Heer einzureihen. Die Türken selbst waren nämlich in späterer Zeit ein ganz unkriegerisches Volk; ihre Heere, die gefürchteten Janitscharen, bildeten sie fast ganz aus christlichen Jünglingen und machten so zum beißenden Hohn aus den Christen selbst den Schrecken des christlichen Europa. Den Unterjochten blieb den Unterdrückten gegenüber nichts übrig, als zu schweigen und zu dulden; nach einigen vergeblichen Versuchen, das türkische Joch abzuschütteln, erstarb auf Jahrhunderte jeder Widerstand; die einst so kühnen und unbändigen Bulgaren hatten sich in ihr Schicksal ergeben, nur noch Sklaven der Türken zu sein.

Von einer Entfaltung des religiösen Lebens kann natürlich in dieser Zeit keine Rede sein, denn der Sultan ließ auch in religiöser Beziehung keine Freiheit. Viele Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, die Bulgaren dem griechischen Patriarchen in Constantinopel untergeordnet, der wiederum nur ein gefügiges Werkzeug und gehorsamer Sklave des Sultans war. So standen jetzt Griechen und Bulgaren auch in geistlichen Dingen zuletzt unter der Oberhoheit eines brutalen Despoten. Die Strafe war gerecht. Die milde Stimme des rechtmäßigen Hirten hatte man nicht hören, sein sanftes Joch nicht tragen wollen. Dafür klinkten jetzt die Sklavenketten an den Füßen und mußte man vor den höhnnenden Befehlen eines Türken den stolzen Nacken beugen.

War aber schon das Verhältniß der griechischen Geistlichkeit zum türkischen Oberherrn ein tief demüthigendes, so war die Lage der Bulgaren noch viel beklagenswerther. Mit der ihnen eigenen Schmiegsamkeit wußten sich die Griechen auch unter der türkischen Herrschaft ein erträgliches Loos zu schaffen. An Griechen wurden größtentheils die bulgarischen Bisthümer vergeben. Die Miethlinge auf den bulgarischen Bischofsstühlen schienen mit der Zeit ganz zu vergessen, daß sie geistliche Würdenträger sein sollten, sie gebrauchten ihr Amt nur noch zur Bedrückung des Volkes und zur Gelderpressung von Clerus und Volk. Für Geld, oft für hohe Summen, hatten sie ihre Würde erlangt, Geld sollte ihr Amt ihnen auch wieder einbringen. Man nannte sie in der Folge gar nicht mehr Bischöfe, sondern Despoten, d. h. Herren; und sie waren auch wirklich Despoten in der Bedeutung, die wir jetzt mit dem Worte verbinden. Wie das Beispiel solcher Oberhirten auf Clerus und Volk wirken mußte, brauchen wir nicht erst zu sagen.

Jahrhunderte lang ertrugen die Bulgaren diese Zustände, ohne einen Versuch des Widerstandes. Erst in neuester Zeit begannen sie Zeichen ihrer Unzufriedenheit mit dem harten Joch zu geben, geschahen die ersten Schritte, um zu günstigeren Verhältnissen zu gelangen, und zwar noch bevor Rußland die Bulgaren gegen die Türken bewaffnete. An einen eigentlichen Befreiungskampf dachten die Bulgaren zwar meistens nicht; höchstens von einigen Einwanderern aus Serbien und Rumänien mögen solche Pläne gehegt worden sein, während die eigentlichen Bulgaren der Regierung ergeben blieben. Aber trotzdem regte es sich im Lande; der Plan der Wiederherstellung der

nationalen Selbständigkeit gewann sichtlich an Boden, und gerade auf dem Gebiet des religiösen Lebens führte die neue Bewegung zu einem ersten Resultat. Die Geschichte der Wieder-

geburt Bulgariens wollen wir im Folgenden erzählen, nachdem wir zunächst noch die heutigen Zustände des Volkes kurz betrachtet haben. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Wie wir schon kurz mittheilten, ist der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und China von den schlimmsten Folgen für Missionäre und eingeborene Christen begleitet gewesen, und wenn auch die Einzelheiten der Verfolgung noch

wenig bekannt sind, so geben uns doch die Briefe des Conadjutors von **Guang-Tong**, Mgr. Chausse und einiger Missionäre, einen Einblick in die traurigen Wirren. Die christlichen Kapellen der Mission von Canton sind zerstört, 6000 Christen aus ihren Wohnungen vertrieben und auf die Straße geworfen. Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges wurden alle Franzosen



Die katholische Missionskapelle im Arsenal von Futschu. (Nach einer Photographie.)

des Landes verwiesen, und auch die Missionäre riß ein eigener Befehl des Vicerögnis bald aus der Täuschung, als seien sie in dem Ausweisungsdecret nicht einbegriffen. In 48 Stunden sollten auch sie und ihre Neubekehrten ihr Eigenthum verlassen; die Mandarinen versprachen, Alles bis zu ihrer Rückkehr unverfehrt zu erhalten. Mgr. Chausse erzählt die Ausweisung der Missionäre also:

„Ich befand mich am 27. August gerade in Cha-Min, um mich mit dem französischen Consul über unsere Lage zu besprechen, als ich von meinen Mitbrüdern aus der Mission ein kleines Billet mit folgender Nachricht erhielt: „Ein stets wachsender Volkshaufe bringt unter Heulen und Schreien auf unser Haus ein; was thun?“ Sofort antwortete ich: „Wenn Gefahr ist, so kommt nach Cha-Min, ich werde sogleich die Behörden benachrichtigen.“ Der französische Consul ver-

wendete sich darauf für uns bei seinem englischen Kollegen, und letzterer sandte ein Boot mit Soldaten zu unserm Schutz. Meine Unruhe war unterdessen um so größer, als ich das Schicksal meiner Mitbrüder nicht selbst theilen konnte, aber nach zwei Stunden peinlichen Wartens kam die folgende Nachricht: „Unsere Mitbrüder waren an ihren gewöhnlichen Beschäftigungen, als um 9 Uhr Morgens ein 5–600 Mann starker Haufe lärmend den Platz vor der Kathedrale füllte. Es waren Leute aus dem niedrigen Volk, alle ohne Oberkleid, mit nackter Brust und nackten Armen. Mit Mienen, die wenig Gutes verhießen, brangen die Leute in die Kirche und besetzten die Thürme; Dank der Geduld und Mäßigung der Missionäre, begnügten sie sich aber vor der Hand mit einem neugierigen Rundgang in unserm Garten und Waisenhaus.“

Wir hatten gegen diesen ungebetenen Besuch um militärischen Schutz für unsere Mission nachgesucht und ihn erhalten, aber der

Chinesische Offizier war mit seinen 30 Soldaten nicht im Stande, die Menge auseinander zu treiben. Anfangs versagte er uns sogar, sei es aus Furcht oder aus andern Gründen, allen und jeden Beistand. Erst als der Volkshaufe mit jedem Augenblick mehr anschwellte, benachrichtigte er die nächste Militärstation, und mit einer Verstärkung von einigen Duzend gut bewaffneten Leuten gelang es ihm, die Rotte aus dem Hause zu treiben. Wäre es zu einem Angriff gekommen, so würde sich mit dem Pöbel noch eine Menge von Handwerkern vereint haben, die schon auf die langen Mauern unserer Festung hinaufgestiegen waren.

Etwas später kamen dann die beiden höchsten Militär- und Civilbeamten und befahlen uns, in 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Nach dieser Zeit könnten sie für unsere Sicherheit keine Verantwortung auf sich nehmen. Für unsere Häuser indeß und unser

Eigenthum versprachen sie uns ihren Schuß. Nach einer so förmlichen Ankündigung der Ausweisungsdecree war jetzt unser Bleiben nicht mehr. Bald hatten wir einiges Nothwendige zusammengepackt und am andern Tag, den 28. August, sagten wir der Kirche und dem Hause Lebewohl und empfahlen beides dem Schutze unserer heiligen Engel, die jedenfalls zuverlässigere Wächter sein werden, als die chinesischen Soldaten."

Ein Theil der Missionäre zog sich nach Hongkong zurück, wo namentlich die Waisenkinder bei den dortigen Patres und Schwestern ein Obdach fanden. Zwei Patres jedoch blieben noch auf chinesischem Boden in der französischen Concession Scha-Min. Die Engländer, welche gegen die Missionäre immer voll Freundlichkeit gewesen waren, hatten dort in der Nähe



Die Pagode der Göttin Matschu bei Futschen. (Nach einer Photographie.)

drei Kanonenboote liegen; unter ihrem Schutze glaubten sie sicher zu sein und aus der Nähe noch über die verlassene Mission wachen zu können. Aber auch in dieser Hoffnung sahen sich die beiden Patres bald getäuscht. Der englische Consul empfing sie, wie P. Miour schreibt, auffallend kühl und suchte sie im Lauf der Unterhaltung zur baldigen Abreise nach Hongkong zu bestimmen. Die Chinesen seien vollständig berechtigt, auch in Scha-Min die Missionäre verhaften zu lassen, und sollte dieser Fall eintreten, so würden die englischen Behörden nichts für sie thun. Trotzdem beschloßen die beiden muthigen Priester, ihren Posten in Scha-Min nicht so leicht aufzugeben und vorherhand den Lauf der Dinge noch abzuwarten. Zwei Tage blieben sie unbehelligt; erst am Samstag Abend erschien ein Abgesandter des englischen Consuls mit

der Nachricht, durch öffentlichen Anschlag des Vicelkönigs seien Preise auf die Köpfe aller Franzosen gesetzt, es bleibe jetzt nichts mehr zu thun übrig, als abzureisen. Von Neuem wurde ihnen auch wieder angekündigt, daß auf Englands Schutz in keiner Weise zu rechnen sei.

Ähnliche Nachrichten kamen noch von anderer Seite, namentlich durch einen Christen, der die Placate selbst gesehen haben wollte und von großer Aufregung unter der heidnischen Bevölkerung sprach. Unter solchen Umständen hielten es die Missionäre für ihre Pflicht, sich nach Hongkong zurückzuziehen; das deutsche Schiff *Hesperia* übernahm unentgeltlich die Überfahrt.

So mußten die Missionäre also die Stätten ihrer Wirksamkeit verlassen. Bald folgten ihnen Hiobsposten nach Hongkong, welche die Zerstörung einer Missionsstation nach der andern

melbeten. Es bestätigte sich die Nachricht, daß durch öffentlichen Anschlag an den Mauern Cantons auch auf die Köpfe der Missionäre ein Preis ausgesetzt worden war. Jedoch trug dieses Placat nicht die Unterschrift des Vicekönigs. Am Tag nach der Abreise der Patres hatte man an alle Thüren der Missionshäuser das amtliche Siegel angelegt und mit großen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Dieß da soll uns als Entschädigung dienen für den Schaden, den die Franzosen zu Fu-tschu¹ angerichtet haben.“ Endlich wurde noch der Befehl zur Schließung aller Kapellen des Landes erlassen.

„Mehr brauchte es nicht,“ schreibt Mgr. Chauffe, „zur Erregung der ohnehin schon böswilligen Bevölkerung, zumal da dieselbe längst durch die Ereignisse in Hongkong und noch neuerlich durch die Kämpfe bei Kelung und Fu-tschu gereizt war. In einigen Tagen loderten in der ganzen Präfektur von Canton die Feuer auf, kein Dorf wurde verschont.“ „Fast all' unsere Kapellen, fast all' unsere katholischen Dörfer hat der Sturm der Verfolgung zerstört. Mehr als 8000 unglückliche Christen haben sich nach Hongkong, andere nach Macao geflüchtet. Eine große Anzahl wird, wie es heißt, noch von den Heiden zurückgehalten; nachdem man sie ausgeplündert und mißhandelt hat, will man sie auch noch um ihren Glauben bringen.“ „Alle Christen der Mission sahen sich zur Flucht gezwungen. Was zurückblieb, verfiel der Plünderung und Mißhandlung; heute gibt es in der Nähe unserer Kirche keine Christen mehr. Die Unglücklichen, die schon seit einem Jahr so viel gelitten haben, liegen jetzt ohne Haus und Herd auf den Straßen von Hongkong und Macao. Was soll aus ihnen werden? Todesdrohungen zwingen auch die Christen aus der Umgegend von Canton, in der Fremde einen sicherern Zufluchtsort zu suchen. Jeden Tag bringt der Dampfer von Canton uns ganze Familien, welche ihre Heimathsdörfer verlassen haben.“

¹ Wir fügen der heutigen Nummer einige Bilder aus der Umgegend von Fu-tschu bei, dessen Arsenal die Franzosen, wie unsern Lesern bekannt ist, zu Anfang des gegenwärtigen Krieges bombardirten. Die Pagodeninsel (S. 20) ist ein reizender Punkt im Min-Flusse, der sich an dieser Stelle zu einem breiten Hafenplaze erweitert und wo die Schiffe vor Anker zu gehen pflegen, welche zwischen dem Meere und Fu-tschu kreuzen. Das zweite Bild (S. 16) zeigt eine kleine Kapelle, welche zum Arsenal von Fu-tschu gehörte. In den Werften der chinesischen Regierung daselbst konnten von 2500 chinesischen Arbeitern jährlich drei vollständig ausgerüstete Dampfschiffe gefertigt werden. Zur Aufsicht und Leitung der Arbeiten hatte die chinesische Regierung 75 Europäer gewonnen, von denen die Mehrzahl Franzosen und Katholiken waren. Da die nächste Missionsstation erst in ziemlicher Entfernung sich fand und zudem viele Krankheiten und Todesfälle unter den Europäern vorkamen, so beschloß man, bei dem Arsenal selbst eine Kapelle zu bauen. Der chinesische Befehlshaber erhob freilich gegen einen solchen Plan viele Schwierigkeiten, aber auf französischer Seite hatte man entschlossenen Willen, um jeden Preis christlichen Gottesdienst sich zu verschaffen, und zeigte dieß dadurch, daß man eines schönen Sonntags auch ohne Kapelle unter freiem Himmel die heilige Messe las. Das machte solchen Eindruck, daß noch an demselben Tag die Erlaubniß zur Errichtung der Kapelle gegeben wurde. Den Gottesdienst versah ein französischer Dominikaner aus der spanischen Ordensprovinz, welcher die Missionierung jenes Theiles von China anvertraut ist.

Nicht allzuvweit von dem Hause des wahren Gottes besaß auch der Aberglaube seinen Tempel. Die chinesischen Behörden hatten das ganze Arsenal unter den Schutz der Göttin Ma-tschu gestellt und ihr einen Tempel erbaut, von dem wir eine Abbildung geben (S. 17). Ma-tschu ist eine Meeressgöttin, die besonders in der Provinz Fokien viel verehrt wird. In Fu-tschu wurde jedes neue Schiff von dem Mandarin in seiner schönsten Amtstracht unter vielen Ceremonien ihrem Schutz empfohlen.

Diese Auswanderungen der Christen dauerten lange Zeit fort. Denn noch in einem spätern Briefe ist von ihnen die Rede. „Jeder Tag,“ heißt es darin, „bringt uns neue Opfer der Verfolgung, besonders arme Frauen, junge Mädchen und Kinder, denen die Barbarei der Heiden Alles genommen hat. Ihr Elend, ihre Thränen, ihre Bitten machen einem das Herz bluten, und dabei sind wir außer Stande, so viel Schmerz zu lindern!“ . . . „Einsam steht mitten in unserer verwüsteten Mission unsere neue, aus Granit gebaute Kirche in Canton. Die Behörden haben sie unter Siegel gelegt und Soldaten bewachen sie. Unser Mädchenwaisenhaus wurde erbrochen und von der Menge geplündert, unsere Häuser in der Nähe der Kirche während der Nacht angezündet. In der Richtung des Osthores, 20 Minuten von der Stadt, hat man die neu errichtete Kapelle des Kirchhofs sammt einem christlichen Dorf zerstört.“ Ein Grab wurde entweiht, das Grabmonument der französischen Soldaten zertrümmert, die Bäume abgehauen. „Im Bezirk des P. Deshaut, drei Meilen von Canton, hat man sieben Kapellen dem Boden gleich gemacht. Im Dorfe Ganpiu kamen die Heiden unsern Christen zu Hilfe; ein Kampf entspann sich, aber die Übermacht der Feinde hat doch Alles verwüstet. Unbeschreibliche Scenen, unennbare Greuelthaten begleiteten Plünderung und Verwüstung, aber ich kann mich augenblicklich auf Einzelheiten nicht einlassen. In Scheun-tac, einem Distrikt mit 1700 Christen, stehen nur noch einige Häuser, und auch diese sollen nur durch Aufpflanzung heidnischer Abzeichen gerettet worden sein. Die Missionsbezirke von Schar-tan, Schin-hing, Tong-kun sind von gleichem Schicksal betroffen. In Schee-long ist kein Stein mehr auf dem andern. Sogar einige heidnische Wohnungen in der Mitte des Dorfes sind mit den andern zu Grunde gegangen.“

Bisher sind die Gegenden im Westen und Osten noch verschont geblieben, aber werden die Befehle des Vicekönigs zur Schließung der Kapellen nicht auch hier ihre Wirkungen hervorbringen? Ich hoffe zwar, die Ausführung werde sich auf die Umgegend von Canton beschränken; aber ich erfahre eben, daß im Binnenland die italienische Mission das Schicksal der französischen theilt. Auch ihre Kapellen sind geschlossen. Je weiter man sich indeß von der Hauptstadt entfernt, um so weniger aufgeregt findet man die Bevölkerung. In größerer Entfernung von Canton sind deshalb unsere Kapellen noch erhalten geblieben, soweit deren seit dem Kriege überhaupt noch übrig sind.“

Auch in der Provinz Fu-tschuen ist eine Verfolgung ausgebrochen, so daß also der ganze Süden China's gegen die Christen sich erhoben hat. Mgr. Pinchon, apostolischer Vikar von West-Fu-tschuen, berichtet zwar zunächst nur von einem Aufstand der Heiden in der Stadt Lo-tschehien, aber er zweifelt nicht daran, daß auch dem ganzen Vikariat schwere Stürme bevorstehen. Es ist dieß um so trauriger, als das Christenthum in diesen Gegenden schon hoffnungsvoll emporzublühen begann. „Seit zwei oder drei Jahren hatte Gott unsere Bemühungen in Lo-tschehien und seiner Umgebung gesegnet. Einige Tausend Heiden beteten schon den wahren Gott an, und einige Hundert aus ihnen hatten die heilige Taufe empfangen; diese erfreulichen Erfolge hatten uns zum Bau einer geräumigen Kirche bestimmt, welche der beträchtlichen Zahl unserer Neubekehrten entsprechen sollte.“ Indes ein einziger Tag hat das ganze Werk der Missionäre vernichtet, wie aus dem folgenden Briefe Mgr. Pinchons erhellt:

„Am 4. August verbreitete sich plötzlich ein schlimmes Gerücht in Lo-tschehien. Es hieß, eine schreckliche Verschwörung habe sich gegen die Neubekehrten gebildet und bedrohe alle mit dem Untergang. Sofort begaben sich einige Christen auf's Regierungsgebäude, um die Mandarin zu benachrichtigen, aber die Behörden antworteten, man lasse sich von leeren Schreckbildern ängstigen, es bestehe keine Verschwörung gegen die Christen, und im übrigen machten sie sich für

Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich. Am folgenden Tag, den 5. August, trat das Gerücht noch bestimmter auf und allgemeiner Schrecken verbreitete sich. Wiederum eilten einige Christen zu den Behörden. Dießmal stellten sich die Mandarine beleidigt, überhöhten die Bittsteller mit Beschimpfungen und jagten sie unter Flüchen aus dem Hause. Es sei durchaus nichts zu fürchten, war ihre stete Behauptung. So kam der 6. August; plötzlich stürzte sich eine aufgeregte Menge in die Stadt und versperrte die vier Thore derselben. Die Verschworenen zählten nach Tausenden; angeführt wurden sie von den Gelehrten der Unter-Präfectur. Nach ihrem Einzug in die Stadt versügten sich die Gelehrten in die Pagoden und riefen ihre Genossen zusammen. Bald waren diese zur Stelle und beschloßen mit den Andern die Plünderung und Zerstörung unserer Kapelle und den Mord des Katechisten. Es war hier Katechist ein energischer und sehr fähiger Mann, mit dessen Hilfe einige Tausend Heiden bekehrt worden waren. Nach der Berathung verließen die Gelehrten ihre Pagode und führten die Horbe der Verschworenen gegen die Kirche und unsere Häuser, welche dieselbe rings umgaben. Sofort stürzten sich 3—4000 Mann, heutzutage's Gesindel, wie toll auf die Kirche, plünderten sie und machten sich daran, sie zu zerstören. Ein gleiches Schicksal traf das Haus des Katechisten neben der Kirche. Der unglückliche Katechist selbst warb auf schreckliche Weise hingerichtet; er erhielt mehr als 100 Messerstiche. Vor seinem letzten Athemzug richtete er sich noch zweimal zur Hälfte auf, versuchte die Hände auf der Brust zu falten und rief aus: „Mein Gott, ich danke Dir für die Gnade, als Märtyrer bei diesem Gotteshaue sterben zu dürfen, dessen Bau ich geleitet habe. Mein Gott, verzeihe mir alle meine Sünden, ich empfehle meine Seele in Deine Hände.“ Nach diesen schönen Worten sank er alsbald zur Erde und gab den Geist auf.

Die Kapelle und die Missionshäuser sind jetzt von Grund aus zerstört, die Möbel und Einrichtung geraubt, das Geld für die Bedürfnisse eines ganzen Jahres verloren.“ Auch sonst wirkte das Ereigniß höchst ungünstig für die Christen. „Die Besitzer von Häusern und Aekern zwingen jetzt ihre Miether und Pächter zur Wahl zwischen Kündigung der Verträge oder Abfall vom Christenthum, und so werden auch unsere moralischen Verluste schwere sein.“ „Das ganze Land ist in Aufregung und Schrecken. Während der Katastrophe haben mehrere Christen Verwundungen erhalten und beträchtliche Verluste erlitten. Die Neubefehrten sind erschreckt und ergreifen die Flucht; andere, die nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, fallen ab, um nicht Alles zu verlieren. Augenblicklich haben wir in Ost-China weder Kapelle, noch Haus, noch irgend einen Zufluchtsort.“

Glücklicherweise ist wenigstens in den nördlichen Provinzen China's bisher Alles ruhig geblieben oder sind doch bei Ruhestörungen die Behörden ernstlich für die Christen eingetreten. Ein kaiserliches Decret vom 27. August ermächtigt die Mandarine in der That nur zu Maßregeln gegen die Angriffe der französischen Armee, während es die Kaufleute und Missionäre ihrem Schutze empfiehlt. Bei manchen Gelegenheiten hat dieß Decret den Christen schon wesentlichen Nutzen gebracht. So bereitete sich z. B. in der Stadt Neu-Schau ein Sturm auf die Missionsanstalten vor, aber als der Gouverneur von Mukden herbeieilte und das kaiserliche Edikt anschlagen ließ, war bald die Ruhe wieder hergestellt. In Hang-Sheu in der Provinz Tscheking schützte das Decret Missionäre und Schwestern vor der Ausweisung, welche der Mandarin ihnen schon angekündigt hatte. — In Ning-po, der Hauptstadt von Tscheking, hat man die nicht-französischen Missionäre und Schwestern in der Stadt belassen, die französischen Priester nur in die französische Concession verbannt, von wo sie jedoch noch alle Tage in die Hauptstadt zurückkehren und ihr Amt fortsetzen. In Schang-hai ist einstweilen noch alles ruhig; aber überall ist man dennoch in großer Sorge wegen der Zukunft.

Vorderindien.

Apostolisches Vikariat Madura. Ein längerer Bericht Msgr. Canoy' S. J., des apostolischen Vikars von Madura, vom 3. September 1884 erzählt uns von den glücklichen Fortschritten der Mission im Süden Vorderindiens. Das große St.-Josephs-Colleg, welches im Jahre 1883 von Negapalam nach Tritschinopolly verlegt wurde, zählt jetzt 900 Zöglinge und übt einen großen Einfluß auf die Stadt, während das große protestantische Colleg, welches früher 1200 Schüler hatte, seit der Eröffnung unserer Anstalt kaum mehr 600 Schüler hat. Auch sonst nimmt das Werk der Belehrung einen gesegneten Verlauf. So kann z. B. P. Mengella berichten, wie ein ganzes heidnisches Dorf in Folge einer auffallenden Gebets-erhörung sich zum katholischen Glauben bekannte. Der Missionär erzählt:

„Eine Meile westlich von Periataley steht eine alte Kapelle, einst das Kirchlein einer kleinen Christengemeinde, welche heutzutage nicht mehr vorhanden ist. Die indische Überlieferung knüpft eine Menge frommer Legenden an dieses Heiligthum; vielleicht erzähle ich Ihnen später einige. Der hl. Franz Xaver soll an diesem Plage sogar einen Todten zum Leben erweckt haben. Jedenfalls verehren sowohl Christen als Heiden auf 20 Stunden im Umkreise das Gnadenbild dieses alten Kirchleins, welches man unsere liebe Frau im Sande nennt. Ganz so wie das Heiligthum von Soulac bei Bordeaux ist es nämlich im Sande begraben und stets in Gefahr, von den Dänen bedeckt zu werden. Einmal im Jahre ziehe ich mit meiner Gemeinde in Procession nach diesem Kapelchen, um dort die heilige Messe zu lesen. Vorher müssen aber die Christen 2 oder 3 Tage lang den Sand wegkutscheln, den die Winde das Jahr über um seine altergrauen Mauern aufgehäuft haben.“

Als nun im letzten December die Cholera in unserer Gegend wüthete, brachten die Heiden von Ossalekubirupu, einem Dorfe in der Nähe U. I. F. vom Sande, ihren Teufelsstrafen massenhafte Opfer dar, in der Hoffnung, also die Geißel von sich abzuwenden. Aber sie machten bald die Erfahrung, daß die Götzen ihren Bitten gegenüber entweder taub oder ohnmächtig seien. Während wir unter den Christen des Nachbardorfes Sokenkubirupu damals kein einziges Opfer zu beklagen hatten, wüthete die Seuche unter den Heiden ihres Dorfes ganz entseßlich und raffte manche an demselben Tage weg, an welchem sie den Götzen reiche Opfer dargebracht hatten. Das gab den Vernünftigeren zu denken. „Was ist das für ein Gott,“ fragten sie sich, „der uns quält, da wir ihn doch verehren? Oder kann er uns nicht schützen? Die Christen werden verschont; ihr Gott muß also mächtiger sein; wir wollen uns an ihn wenden und ihn anbeten.“ Andere trugen Blumen zu U. I. F. vom Sande und zündeten Kerzen vor ihrem Gnadenbilde an. Und durch ein auffallendes Zusammentreffen hörte von dem Tage an, da dieses geschah, die Seuche auf! Sofort faßte man im Dorfe den Beschluß, eine Gesandtschaft zum Missionäre zu senden und ihn zu bitten, er möge sie in der christlichen Religion unterrichten.

Die Trübsal ist eine vortreffliche Lehrerin und das Vertrauen auf die Fürsprache Mariä ein ausgezeichnetes Mittel, Alles vom göttlichen Herzen zu erlangen. Nachdem ich den guten Willen der Leute hinlänglich geprüft hatte, kaufte ich im März um 160 Mark ein Grundstück, auf dem ich eine Kirche und Schule bauen will. Es standen daselbst zwei kleine Pagoden und sie sollten mit dem Teufel zum Höhn stehen bleiben. Als ich aber den gebrannten und geschnitzten Thonklumpen fortzuschaffen wollte, der den Götzen vorstellte, merkte ich, wie schwach im Glauben meine Katechumenen noch waren. Keiner hatte den Muth, das Götzenbild zu berühren, aus Furcht, es möchte Rache nehmen. Ich rief einen alten Christen herbei, der ihrer Furcht spottete, mit einigen wuchtigen Schlägen seiner Hacke das Götzenbild zertrümmerte und mit dem Besen dessen Scherben zu-

gleich mit der Angst der armen Leute hinauswarf. Ist das nicht ein schöner Sieg u. l. z. vom Sunde? Die beiden Nachbardörfer zusammen bilden jetzt eine Gemeinde von 2000 Seelen. Hoffentlich gelingt es mir bald, die Mittel für eine den Bedürfnissen entsprechende Kirche zu erhalten."

Auch aus andern Dörfern Madura's kommen gute Nachrichten. „Am 5. August," schreibt P. Pouget, „hat P. Delpech 15 Katechumenen getauft; am 7. August taufte ich in Punagudhi fünf Erwachsene und einen Sterbenden; heute (am 8. August) nahm ich drei Waisenkinder in das Waisenhaus auf." „Diesen Morgen (am 7. August)," meldet ein anderer Missionär, „habe ich neun Erwachsene getauft; ungefähr 40 Tausen werden diese Woche folgen; Gott sei dafür gepriesen."

Die Vorsehung selbst arbeitet an der Bekehrung unserer Indier; immer mehr öffnen sich die Augen dem Lichte des Glaubens, und die Stimmung der Herzen wird günstiger." In dem Süddistrikt der Mission allein zählte man dieses Jahr 579 Tausen von Erwachsenen und 2689 Tausen von sterbenden Kindern.

Apostolisches Vikariat Bombay. Am 28. September des letzten Jahres verlor die Mission von Bombay, welche, wie unsere Leser wissen, von der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu besorgt wird, einen ihrer jüngsten Missionäre, den hochw. P. Hermann Haug, welcher manchen unserer Leser persönlich bekannt ist. P. Haug war den 13. Jan. 1849 zu Grosselfingen bei Hechingen geboren, trat, 20 Jahre alt, in die



Die Pagoden-Insel bei Fu-tschu.

Gesellschaft Jesu und reiste sofort nach dem Abschlusse seiner theologischen Studien im Herbst 1883 als Missionär nach Indien. Nicht lange weilte er in dem heißen Klima, als er von einer ebenso schmerzlichen als gefährlichen Leberkrankheit heimgeführt wurde. Er ertrug das Leiden mit großer Geduld und unterzog sich zweimal einer qualvollen Operation, um, wenn es möglich wäre, sich der Missionsarbeit länger zu erhalten. Aber bald stellte es sich heraus, daß keine Hoffnung vorhanden sei. Mit voller Ergebung in den Willen Gottes nahm er den Kelch entgegen und starb eines wahrhaft gottseligen Todes, erst 35 Jahre alt. Bis zum letzten Athemzuge war er bei klarem Verstande, und als der Priester das herrliche Sterbegebet: „Profecto, anima christiana“ (siehe fort, christliche Seele) begann, hat er ihn noch, recht langsam vor-

zubeten, damit er den trostreichen Worten gut folgen könne. Seiner kurzen Wirksamkeit widmet einer seiner Mitarbeiter die folgenden Zeilen:

„P. Haug hatte den Wunsch ausgesprochen, in die Sambesi-Mission zu gehen. Dieser Umstand bewog seine Obern in Bombay, ihn für die Mission unter den Heiden zu bestimmen. Um die Landessprache, Marathi, zu erlernen, wohnte er in Ahmadnagar, einer englischen Militärstation, die ungefähr 12 Stunden von seinem zukünftigen Wirkungskreise entfernt liegt. Dort mußte er auch die Seelsorge für die katholischen Soldaten übernehmen. Mit unverdrossenem Eifer trachtete er die Soldaten vom Laster abzuhalten und sie in einem christlichen Leben zu befestigen. Täglich um 7 Uhr Abends hatte er eine Anzahl in der Kapelle zum Rosenkranzgebet versammelt, die dann nachher in der Halle des Nützlichkeitsvereins ihre Zeit in Plau-



Ein Neophyten-Dorf in Madura.

bern, Lesen und andern unschuldigen Erholungen zubrachten, bis der Kanonenschuß, der allabendlich in einer englischen Garnison zu einer bestimmten Zeit abgefeuert wird, sie zu den Parade-Kasernen rief. Am Donnerstag, an dem keine militärischen Übungen stattfinden, kamen Manche zur heiligen Messe, unter denen auch jedesmal einige Communicanten waren. Auch benutzte er seine häufigen Besuche im stark besetzten Hospitale dazu, um die kranken Soldaten zum Empfange der heiligen Sacramente zu führen. So gelang es seinen eifrigen Bemühungen, während eines sechsmonatlichen Aufenthaltes, die bei weitem größere Anzahl der katholischen Soldaten mit Gott auszusöhnen.

In dieser Zeit hatte er sich in der Marathi-Sprache so weit ausgebildet, daß er seine Wirksamkeit unter den vom Heidenthum bekehrten Christen anfangen konnte. Die Häuser der dortigen Gegend, deren flache Dächer mit einer Art Erde, die den Regen nicht leicht durchläßt, bedeckt sind, können einem nicht übermäßigen Landregen standhalten. Als aber der Regen mehrere Wochen anhielt und mitunter zum Platzregen anwuchs, bot ihm seine Erdwohnung schlechten Schutz. Zwar brach sie nicht zusammen, wie es 4000 Häusern in einer nahen Stadt erging, aber es war schwierig, ein Plätzchen zu finden, wo er des Nachts gegen den Regen geschützt war. Ausflüge, um die benachbarten Gemeinden zu pastoralisieren, konnten nur unter den größten Schwierigkeiten unternommen werden. Wagen und Karren müssen zu Hause bleiben; am leichtesten kommt man barfuß durch, da der flebrige Boden sich weniger zu Klumpen an bloßen Füßen als an Stiefeln ansetzt. Manche Dörfer konnte er nur besuchen, wenn er über einen 200 Meter breiten, tiefen Fluß setzte. Brücken und Nachen sind da nicht zu haben, er mußte sich mit dem indischen Fahrzeug begnügen. Es gibt in Indien eine Art Kürbisse, 2 Fuß lang und armsdick oder auch von runder Form; getrocknet sind sie sehr leicht, während die Schale so hart wird, daß man die Frucht als Ofenkanne braucht; 20 bis 30 dieser Kürbisse werden zusammengebunden, darüber einige Bretter oder Matten gelegt, und der indische Kahn ist fertig. Der Passagier setzt sich dann darauf, wie der Schneider auf den Tisch. Ruder hat man keine; drei oder vier gute Schwimmer, die sich ebenfalls einige Kürbisse umgeschnallt haben, spannen sich vor das Floß. Bei einer Gelegenheit versuchte es auch der seltsame Vater, zu Pferde über den Fluß zu setzen. Das gegenseitige Ufer, wo er landen wollte, war aber so steil und der Boden so weich, daß das Pferd mit seinem Reiter nicht hinaufkommen konnte. Beladen mit einer Reisetasche mußte er denn in's Wasser hinein, und obgleich ein tüchtiger Schwimmer, hatte er Mühe, in vollem Anzuge dem reißenden Strome zu widerstehen. Das Pferd ohne Reiter folgte dann dem Laufe des Flusses, bis es zu einer seichten Stelle kam, wo es stehen blieb. Um das Pferd nicht zu verlieren, mußte er wieder in's Wasser. Er liebte es nicht, von diesem gefährlichen Abenteuer zu erzählen, aber die Blässe auf seinem Gesichte und das Geständniß, daß er ein Gelübde gemacht habe, zeigen genugsam die Gefahr, in der er schwebte. Leider wurde er, bevor das Jahr zu Ende ging, aus diesem Wirkungskreis herausgenommen, um, „für eine kurze Zeit“, wie es im Briefe des Oberrn hieß, in dem großen Franz-Xaverius-Colleg zu Bombay, welches über 800 Zöglinge zählt, eine Lehrstelle zu übernehmen; aber der viel zu frühe Tod entriß den hoffnungsvollen Missionär seinem Wirkungskreise. R. I. p.“

Südafrika.

Wissen am Unter-Sambesi. Die letzte Nummer brachte die Nachricht vom Tode P. Vestenecks. Ein Brief P. Gabriels, datirt Quilimane 22. September, der uns seither zuging, beschäftigt alle bereits mitgetheilten Einzelheiten und berichtet über den Negeraufstand, welcher noch die letzten Tage des Sterbenden beunruhigte und die Zerstörung der Missionsstation Mopea herbeiführte.

„Über den Krieg erfahre ich hier Folgendes: In der ‚Prazo Massenjiri‘ hat es schon lange gegährt. ‚Prazo‘ nennt man

einen Landstrich, der von der portugiesischen Krone alle drei Jahre an den Weisbietenden verpachtet wird, und dieser Kronpächter, Avenbataris genannt, hat das Recht, von jedem Neger alljährlich eine Kopfsteuer in Geld oder Landesprodukten einzutreiben. Daß dieses Steuersystem den Eingebornen höchst zuwider ist und dem Geize der Steuerpächter jeden Zügel schießen läßt, brauche ich nicht zu sagen. Unruhen sind beßhalb an der Tagesordnung. Die Regierung hatte wiederholte Versuche gemacht, die wachsende Bevölkerung zu beschwichtigen, und glaubte ihr Ansehen genugsam gewahrt zu haben, da sie eine kleine Abtheilung Soldaten hingeschickt hatte; aber plötzlich kam die Nachricht, daß der Steuerpächter erschlagen sei. Der Befehlshaber wollte nun zur eigenen Sicherheit einen Pallisadenzaun errichten und gab demgemäß Befehl, die Neger aus der Nachbarschaft zur Arbeit zusammenzutreiben. Die schwarzen Soldaten von Angola sollen sich nun beim Aufgebote dieser Frohnarbeiter mancher Gewaltthatigkeit schuldig gemacht haben, und daraufhin sei der Ausbruch des Vulkans erfolgt. Der Befehlshaber mit Weib und Kind, ein Offizier und 30 Soldaten wurden in einer Nacht überfallen und niedergemetzelt. Die Neger verübten bei dieser Gelegenheit ihre altgewohnten Greuel; sie rissen den Leichen die Eingeweide aus dem Leibe, um dieselben zu Zaubermitteln zu gebrauchen. Das Kind des Befehlshabers wurde lebendig in's Feuer geworfen und gebraten u. s. w. Rasch, einem Lavaströme vergleichbar, breitete sich der Aufstand aus; auch an andern Orten wurden Portugiesen ermordet, ihre Häuser geplündert und niedergebrannt. Daß auf diese Nachricht die europäischen Bewohner von Mopea, das Militär (5 Mann!) an der Spitze, die Flucht ergriffen, ist erklärlich. Wie erwartet, überfiel die Horde der Aufständischen den Ort, äscherte einen Theil der Raffernhütten ein, plünderte die Häuser der Portugiesen und raubte, was nicht niets und nagelfest war. Was ihnen werthlos schien, z. B. Bücher, Bilder, wurde zerissen; unsere Vorräthe an Mais und Bohnen und sonstigen Lebensmitteln wurden auf den Weg geschüttet und verderbt. — Endlich war selbst Quilimane in Gefahr, in die Hände der Auführer zu fallen; da machten sich aber einige muthige englische und französische Kaufleute mit ihren Negern auf, um die rasende Bande zurückzutreiben. Es gelang ihnen. Sie verstanden es, den Schwarzen einen gewaltigen Respekt vor ihren Gewehren einzuflößen; die Neger, welche an und für sich feige sind und energischen Widerstand fürchten, zogen sich mit einem Verluste von etwa 200 Todten und Verwundeten in den ‚Prazo Massenjiri‘ zurück.

Der portugiesische Laienbruder, der bald nach dem Geschechte nach Mopea zurückgekehrt war, fand daselbst nur Trümmer und Verwüstung. Unsere Schule ist aufgelöst; die wenigen Neger, welche ich so glücklich war, zu taufen, waren auf das jenseitige Ufer des Sambesi nach Schupanga geflohen. In unserm Häuschen war Alles zertrümmert; die Bücher, die Bilder, die Darstellungen aus dem Katechismus, welche uns beim Unterricht so treffliche Dienste geleistet hatten — Alles in Fetzen! Der Altar der Kapelle zerstört, die Messkleider, die Leinwand gestohlen; nur Weniges hatte der Bruder auf seiner Flucht in Sicherheit bringen können. Fast unsere ganze Habe an Kleidern, Wäsche, Hausgeräte ist verloren.

Das wäre also die Zerstörung einer Station, welche so große Opfer forderte, jetzt im Aufblühen war und zu schönen Hoffnungen berechtigte. Alles war zur größern Ehre Gottes gethan: er wird uns auch fürderhin helfen!“

Nordaustralien.

Über die Gründung einer katholischen Mission unter den Australnegern in Nordaustralien bei Palmerston berichteten wir in der Decembernummer des letzten Jahres. Das Unternehmen scheint sich glücklich zu entwickeln, wie aus der folgenden Schilderung einer australischen Zeitung, der „Northern Territory Times“, ersichtlich ist:

„Vor Kurzem hatte ich Gelegenheit, die neue katholische Mission zu besuchen, und wurde von den PP. Strele und O'Brien und dem Laienbruder herzlich empfangen. Sie liegt am Kapib Creek, etwa sieben Meilen nördlich von Palmerston. Den Plan zu dieser Mission fasste P. Strele, damals Missionär in Südastralien, und führte ihn im September 1882 mit seinen beiden Gefährten aus. Gleich nach ihrer Ankunft siedelten sie sich am Kapib Creek an und begannen den Walz zu lichten und sich eine Hütte zu bauen. Neben der Wohnung steht ein geräumiger Schuppen, welcher als Vorrathshaus dient; daneben befindet sich ein 14 m tiefer Brunnen, welcher von den Eingebornen ausgegraben wurde. Dieselben verdienten das Lob, welches ihnen P. Strele ertheilte, rechtlich; denn die Arbeit ist sehr genau ausgeführt; der Brunnen gibt schon gutes Wasser, doch muß er noch einige Meter tiefer gegraben werden. Über den Kapib Creek, welcher das Landstück seiner ganzen Länge nach durchfließt, gelangten wir in den Garten, der mit Rücksicht auf die Jahreszeit recht frisch aussah; derselbe ist ungefähr drei Acres groß und mit etwa 300 Bananenbäumen und Ananas bepflanzt, von denen einige bereits zu tragen beginnen. In einer Gartenecke ist eine Tabakpflanzung; P. Strele war eben daran, die jungen Pflänzchen, welche recht kräftig schienen, zu versehen. Der Gärtner meint, die Tabakernte werde für den Bedarf der Niederlassung genügen. Die Hecke, welche den Garten umschließt, ist freilich noch sehr man-

gelhaft, und so haben die Pflanzen bisher von den Kängurus, welche über dieselbe hereinspringen, und von den Wandicoot, welche durch dieselbe schlüpfen, stark gelitten. Neben dem Garten ist eine etwa 10 Acres große Pflanzung. Als ich die Mission besuchte, arbeiteten daselbst ein Duzend Eingeborne, welche für ihr Tagewerk Speise- und Tabakrationen erhielten; doch waren das nicht die einzigen Neger der Niederlassung; ihre Zahl beträgt mit Einschluß der Kinder etwa 50. Eine Schule ist zwar noch nicht eröffnet, doch hat der freundliche, väterliche Umgang der Missionäre schon seine guten Früchte hervorgebracht. Alle Eingebornen sind den Missionären sehr zugethan, und diese geben den Australnegern ein gutes Zeugniß. Ein Schulhaus wird demnächst gebaut werden, und die Missionäre sind voll Hoffnung für den Erfolg; denn sie halten die Eingebornen von Nordaustralien für geistig viel begabter als diejenigen Südaustraliens. Die Regierung überließ der Mission ein Stück Land, welches von der Niederlassung bis zu Knight's Cliff am Strande der Shoal-Bay reicht. Das ist eine recht vernünftige Anordnung; denn sie sichert den Eingebornen einen Theil des Ufers und damit das unbeschränkte Fischrecht. Mit Ausnahme des Hügels, auf welchem die Gebäude der Mission stehen werden, ist der Boden überaus fruchtbares, schwarzes Erdreich. An der nördöstlichen Grenze des Besitzthums stehen einige Prachtbäume, namentlich ein riesiger Bananenbaum, ich glaube der schönste, den ich hier zu Lande gesehen habe; er mag wohl einen viertel Acre überdecken, und seine herrliche Laubkrone wird in Zukunft wohl manchem ländlichen Feste der Mission Schatten spenden. — Kurz, die neue Missionsstation entwickelt sich nach Wunsch, und wenn man beachtet, daß Alles das Werk der PP. Strele und O'Brien und des Laienbruders und einer Handvoll Australneger ist, so muß man staunen, und gewiß wünscht ihnen jedermann den besten Erfolg in ihrem edeln Unternehmen, die Eingebornen des Nordbezirkes zu gestitteten und brauchbaren Menschen heranzubilden.“

Miscellen.

Urtheil eines protestantischen Senators über die Thätigkeit katholischer Missionäre unter den Indianern. Bei Gelegenheit der Verhandlung über die Indianerfrage im Senate der Vereinigten Staaten zu Washington sprach sich Mr. Vest von Missouri am 12. Mai 1884 wie folgt über die Wirksamkeit der Jesuiten unter den wilden Stämmen des Felsengebirges aus: „Auf allen meinen Kreuz- und Querzügen durch Montana sah ich nur Einen Lichtstrahl, der für die Bildung der Indianer hoffen läßt. Ich bin Protestant durch Geburt und Erziehung und hoffe als Protestant zu sterben; aber ich muß trotzdem gestehen, daß das System der Jesuiten das einzig praktische System für die Erziehung der Indianer ist und daß nur dieses System etwas zu Stande brachte, was man mit dem Worte ‚Erfolg‘ benennen darf. Als der Senator von Massachusetts, der Vorsitzende des Comité's für die Angelegenheiten der Indianer, dieser Tage sagte, die Ursache, weshalb die Jesuiten mehr als eine andere Sekte mit Erfolg gekrönt wurden, liege darin, daß sie ihr ganzes Leben dem Missionswerke widmen, da hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Nehmen Sie einen protestantischen Prediger und senden Sie ihn nach dem Westen, und sei er auch der thätigste und eifrigste, so geht er doch mit seinen Familienbanden beladen dorthin; er geht dorthin, wendet aber den Blick nach dem civilisirten Leben zurück, er geht hin und mag sich aus Pflichtgefühl einem Leben weihen, dem er keinen Geschmack abgewinnen kann, und bleibt ein getheilter Mann. Nun senden Sie einen Jesuiten, was wird er thun? Er ist halb Soldat und halb Prediger. Er ist ein Mitglied der ‚Compagnie Jesu‘. Nichts als das Kleid auf seinem Felde nennt er sein eigen. Wenn er von dem Befehlshaber um Mitternacht den Befehl erhält, aufzustehen und nach Asien zu

reisen, so geht er, ohne eine Silbe zu verlieren. Er ist eine Zahl, er ist kein Mann; er gehört der Welt nicht mehr an. Ich rede in der Mission St. Mary mit P. Ravall, welcher 42 Jahre unter den Indianern von Montana verbrachte und sein ganzes Leben denselben geopfert hat. Er war als ein tüchtiger Arzt aus Italien dorthin gesandt worden, und als ich ihn in seinem kleinen Kämmerchen im Missionshause besuchte, fand ich ihn seit fünf Jahren an sein Krankenbett gefesselt, und auch so theilte er Tag für Tag Arzneimittel aus und diente den Indianern als Wundarzt. So hat dieser Mann sein ganzes Leben dem Werke gewidmet, und mit welchem Erfolge? Die Flachkopf-Indianer sind an Gestirung allen andern Indianern, wenigstens im Gebiete von Montana, um 100 Procent voraus. Vor 50 Jahren haben sich die Jesuiten unter denselben niedergelassen; der Erfolg liegt heute klar vor Augen. Unter allen Stämmen der Shoshones, der Arapahoes, der Dickhäute, der Schwarzfüße, der Piegans, der Flußkrähen, der Bloods und Assinaboines erblickte ich den einzigen Lichtstrahl in der Flachkopf-Reservation in der Missionschule der Jesuiten, welche von Knaben und Mädchen besucht wird, und zwar, von einem halben Hundert Knaben und ebenso vielen Mädchen. Man hat dort Viehheerden, und Indianerknaben hüten dieselben; man hat Mühlen, und Indianerknaben sind die Müller; man hat Schmieden, und Indianerknaben arbeiten in denselben. Als ich dort war, baute man gerade zwei Schulhäuser; alle Arbeit wurde von den Schülern der Mission ausgeführt. Korn können sie in jenem Klima nur in unbedeutender Menge erzielen; aber Gemüse und Hafer ziehen sie genug für die ganze Schule; in meinem Leben sah ich keine schöneren Kinder- oder Viehheerden, als auf dieser Mission. Fünf Nonnen, Lehrschwestern und fünf Priester

bilden die Lehrer der beiden Schulen. Wir wohnen einer Schulprüfung bei, welche zwei Tage dauerte, und ich wage die Behauptung, daß dieselbe in den Vereinigten Staaten niemals durch eine Prüfung von Kindern, die im gleichen Alter stehen, übertroffen wurde. Die Mädchen werden in Handarbeit unterrichtet; man lehrt sie nähen, man bildet sie zu Hilfslehrerinnen heran, man gibt ihnen Unterricht in der Musik und unterweist sie in der Haushaltung. Die jungen Leute werden in der Landarbeit und Viehzucht unterwiesen; man lehrt sie das Schmiede- oder Zimmermannshandwerk, oder die Mülerei. Den Schlüssel zu dieser Thatsache gibt die folgende Antwort P. Van Gorp's, des Obern der Mission. Als ich ihn nämlich bat, er möchte mir seine Erfahrung als Lehrer der Indianer mittheilen und mir sagen, was der Schule einen solchen Erfolg verschaffen habe, erwiederte er mir, es sei der Umstand, daß man sowohl die Knaben als die Mädchen unterrichte. Ich bitte die Senatoren, welche sich für die vorliegende Frage interessieren, das zu beachten. Er erzählte mir, als sie früher nur die Knaben in der Schule erzogen und herangebildet hätten, seien dieselben bei ihrer Rückkehr zum Stamme mit lauten Vorwürfen empfangen worden; man habe ihnen gesagt, sie hätten weißes Blut in den Adern, sie rebeten wie die Maßgeschichter und Klebten sich wie dieselben und sie seien Abtrünnige ihres Volkes. Das Ende vom Lied war nun, daß der Indianer ein noch schlimmerer Barbar wurde als vorher, um so sein Ansehen unter seinen Stammgenossen zu behaupten. Ich will gewiß nichts gegen die Schulen von Sampson und Carlisle sagen. Ich veruchte auf meiner Reise einen oder zwei Schüler dieser Anstalten als Dolmetscher zu gebrauchen. Aber ihr ganzer Fortschritt scheint sich auf die Kunst zu beschränken, die Rennpferde der Prärien wegzufangen, und General Sheridan stimmt mit mir überein, daß sie in der

That die gewandtesten Pferdebiebe auf Erden seien. Sie kehren zu den Ihrigen zurück, aber anstatt die andern Indianer zu unterrichten, nehmen sie in 99 von 100 Fällen die alten wilden Sitten wieder an.

Meine Worte sind wahrhaftig von keinerlei Vorliebe für die Jesuiten befeelt; man lehre mich von Jugend auf die ganze Secte verabscheuen; ich wurde in der guten alten Schule der Presbyterianer-Kirche groß gezogen, welche einen Jesuiten als einen ziemlich nahen Verwandten des Teufels ansieht. Wenn nun der Senator von Massachusetts, der Vorsitzende des Comité's für die Indianer-Angelegenheiten, mir einen einzigen Stamm von Indianern auf dem Festlande Nordamerika's nennen kann — ich rede nicht von den fünf sogenannten civilisirten Stämmen in Georgia und Alabama, welche durch langen Umgang mit den Weißen ihre Gestattung erworben haben, sondern von den Indianern der Prärien, und sage: wenn mir der Senator einen Stamm dieser Indianer nennen kann, der auch nur annähernd auf der Culturstufe der Flachköpfe steht, welche seit 50 Jahren unter der Aufsicht der Jesuiten leben, so will ich meine Meinung vollständig ausgeben. Ich sage: unter elf Stämmen, welche ich besuchte und welche unter der Leitung protestantischer Missionäre stehen — und ich muß dieses Zeugniß ablegen, obwohl ich Protestant bin —, ist auch nicht ein Schritt aufwärts zur Gesittung gemacht worden, nicht ein einziger, während Sie unter den Flachköpfen, wo zwei Jesuitenmissionen bestehen, Civilisation finden, Christenthum finden und die Heilighaltung der Bande finden, welche Mann und Weib und Kind verknüpfen! Ich behaupte aber: eine Unze Erfahrung ist zu allen Zeiten mehr werth als eine Tonne Theorie, und was ich gesagt habe, habe ich mit eigenen Augen gesehen."

Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:	Marf.
Von F. M. R.	300.—
" M. Carhaus	20.—
" Ungenannt	7.—
" Anna Jäggel von Lintenhäusen	100.—
" Gress, Trunger in Frauenzell	10.—
" Omnia ad maiorem Dei gloriam! Durch Herder & Co. in München	100.—
Für die Missionen in China u. Tongking:	
Neuz: „H. Apollonia, bitte für uns“	50.—
„Jesu, miserere nobis“	3.15
Durch das „Weisf. Volksblatt“ in Paderborn	149.40
Aus Beiting, durch Herder & Co. in München	7.10
Kronwinkl	10.—
Von Sp. in Stuttgart	7.—
Für die orientalischen Schulen:	
Von F. L. in A., durch Herder & Co. in München	4.—
Für die Missionen in Palästina:	
Durch das „Weisf. Volksblatt“ in Paderborn	17.50
Für noch lebenden Missionspriester zur Verfolgung von heiligen Messen:	
Von G. Sch. bei Essen	7.—
Baronin Wager in Erlangen	9.—
„Ut mox in coelum veniant“	9.—
„Pro fidelibus defunctis“	300.—
Von F. M.	1.50
Für die noch lebenden Priester in Sibirien:	
Von Ungenannt	31.—
Durch das „Weisf. Volksblatt“ in Paderborn	21.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Sibabita):	
„O Jesus, fac me sacerdotem secundum cor tuum“	3.34

Marf.	Marf.
Von Th. L. Rheine	10.—
" Kaplan Funke in Neichenberg	25.—
Für das Vikariat Athabaska-Madengie:	
Von einem Unbekannten	40.—
Für die deutsche Mission in Porto Alegre:	
Durch Kaplan Vorisier in Tettnang	25.—
Für das Missionshaus in Stehl:	
Durch das „Weisf. Volksblatt“ in Paderborn	10.—
Für den Raphael's-Berein:	
Von G. S. S., durch Herder & Co. in München	3.—
Für den Franziskus Xaverius-Berein:	
Von Sp. in Stuttgart	18.—
Für die Communicanten-Anstalt in Rudolstadt:	
Aus Werbachhausen	2.—
Für den katholischen Kirchenbau in Basel:	
Von einem Ebl. stud. theol.	2.—
Für den Bau der Elisabethen-Kirche in Eilenrod:	
Von einer wohlhabenden Elisabeth, durch Herder & Co. in München	3.—
Kronwinkl	10.—
Aus Werbachhausen	2.—
Für Koskauf und Unterhalt von Geldern finden:	
Von Stadtkaplan Kustermann in Bindau	10.—
" J. a. Z.	3.99
" P. E.	42.50
" Gress, Trunger in Frauenzell	20.—
" D. S. in A., durch Herder & Co. in München	10.—
" F. M. in Albnhoben	10.—

	Marf.
Pro Papa:	
Von Max Braun in Wangen	1.—
Für verschiedene Zwecke:	
Aus Einsiedeln von Tagelöhnern	3.20
Von Léon Bergasse Marseille	3.80

Zusammenstellung

der in No. 1 bis 12 der „Missionen“, Jahrgang 1884 verzeichneten Beiträge.

Eingegangen laut No.	1:	M.	3380.—
"	2:	"	8927.35
"	3:	"	11225.55
"	4:	"	5611.41
"	5:	"	3148.40
"	6:	"	2274.36
"	7:	"	5499.12
"	8:	"	5192.21
"	9:	"	1893.29
"	10:	"	1751.26
"	11:	"	2416.57
"	12:	"	2022.08

morüber Quittungen im gleichen Betrage vorliegen.

Freiburg (Baden), 15. November 1884

F. J. Sutter,

Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschuß und Ausgabe: 2. December 1884.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.